

JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN

MITTEILUNGSBLATT DES LANDESVERBANDES ISRAELITISCHER KULTUSGEMEINDEN IN BAYERN

37. JAHRGANG / NR. 148

ראש השנה תשפ"ג

22. SEPTEMBER 2022

לשנה טובה תכתבו



Mare 2021

Schana Towa 5783

Der Landesverband
Israelitischer Kultusgemeinden in Bayern
wünscht

zum Neujahrsfest 5783

dem Staat Israel,
seiner diplomatischen Vertretung in der Bundesrepublik,
der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland,
den Rabbinern und
allen Mitgliedern der Gemeinden
ein gesundes Jahr voll Frieden und Segen!

Dr. Josef Schuster

Präsident

Ilse Danziger

Vizepräsidentin

Anna Zisler

Vizepräsidentin

Karin Offman

Geschäftsführerin

STOLPERSTEINE MEMMELSDORF (UFR.)

Gemeinde Untermerzbach, Landkreis Haßberge

In der Judengasse wohnten

MANFRED KAHN
JG. 1926
DEPORTIERT 1941
KAUNAS
ERSCHOSSEN 25.11.1941

PAULA FRANK
GEB. NORDHEIMER
JG. 1890
DEPORTIERT 1941
ERMORDET NOV. 1941
RIGA

HULDA LAUCHHEIMER
GEB. FRIEDSAM
JG. 1883
DEPORTIERT 1941
ERMORDET 1941 IN
RIGA

Unser Titelblatt: MaRe, Zeichnung, 2021. „Dass der Granatapfel für Juden eine besondere Bedeutung hat, ist altbekannt. Wer löffelt an Rosch Haschana nicht Kern um Kern, um so viele Wünsche wie möglich in Erfüllung gehen zu lassen? Granatapfel, hebräisch Rimoni, gehören zu den ältesten einheimischen Früchten.“ *Sabine Brandes, zitiert aus: www.juedische-allgemeine.de, 26.10.2006.*

Bilder Rückseite: (alle Beiträge dazu im Heft), **Nr. 1:** Dankte Margot Friedländer für die ausgestreckte Hand: Berlins Wissenschaftssenatorin Ulrike Gote, Foto: Bernd Wannemacher. **Nr. 2:** Rabbiner-Konferenz in München mit der israelischen Generalkonsulin Carmela Shamir und Bayerns Staatsminister Dr. Florian Herrmann, Foto: Bayerische Staatsregierung. **Nr. 3:** Im Offenburger „Salmen“ beschlossen: Die Forderungen des Volkes in Baden, Repro: LZB Baden-Württemberg. **Nr. 4:** Nach der Unterzeichnung des Memorandums stellen sich die beteiligten Partner dem Fotografen, Foto: Uwe Dettmar. **Nr. 5:** Gemeindeausflug nach Regensburg. **Nr. 6:** Jüdische Jugend Bayern. **Nr. 7:** Biermarke.

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

in diesen Septembertagen des alten jüdischen Jahres, noch vor Rosch Haschana und Jom Kippur, konnte ein ganz schwieriges Problem, das Olympia-Attentat von 1972 und der Umgang der deutschen Seite mit den Familien der ermordeten israelischen Sportler, endlich „befriedet“ werden. Die Tagespresse hat darüber, auch über die historischen Hintergründe, ausführlich berichtet.

Wie genau es zu dem Attentat kommen konnte, wird wohl nie ganz geklärt werden können. Dass die deutschen Behörden in Sachen Transparenz ein weiteres unrühmliches Kapitel schrieben, gehört zur Wahrheit dazu. Anstatt für Aufklärung zu sorgen, Dokumente und Archive freizugeben, entschlossen sich die Verantwortlichen zu vertuschen und zu mauern.

Ich erinnere mich gut an den September 1972. Eine meiner prägendsten Erinnerungen ist dabei eine Begegnung bei Kaffee und Kuchen. In den ersten Septembertagen 1972 waren einige der israelischen Sportler zu Besuch in meiner Heimatgemeinde in Würzburg gewesen. Ich saß als 18-Jähriger mit ihnen am Tisch und genoss den Kuchen und das olympische Fieber. Es hätte als wunderbare Begegnung aus Jugendtagen so in Erinnerung bleiben können.

Doch es kam anders. Nur wenige Tage später schmeckte die Erinnerung an den Kaffee und den Kuchen schal. Einige der Menschen, die eben noch neben mir gesessen hatten, waren nun tot. Ermordet in Fürstentfeldbruck, nachdem sie zuvor auf grausame Weise von palästinensischen



Terroristen als Geiseln genommen worden waren. Der Versuch der Geiselbefreiung war misslungen.

Die Schüsse und Explosionen waren bis weit in die Stadtmitte hörbar, wie mir einer meiner Mitarbeiter, der aus Fürstentfeldbruck kommt, aus den Erzählungen seiner Verwandtschaft berichtete.

Ich habe mich sehr gefreut, dass die Familien der getöteten Sportler, und auch der israelische Präsident Isaac Herzog, trotz allem doch noch zu der Zeremonie Anfang September nach München und Fürstentfeldbruck gekommen waren. Die Einigung mit ihnen war ein wichtiges Zeichen.

Keine „Einigung“ gibt es leider im unerträglichen Antisemitismus-Streit um die Kasseler Kunstaussstellung Documenta. In dem Zusammenhang finde ich es unerträglich, dass dort noch bis zum 25. September dieser mörderische Hass auf Juden bei den „Tokyo Reels“ ungefiltert und affirmativ reproduziert wird. Die Macher lassen Propagandamaterial linker und palästinensischer Terrororganisationen unkommentiert in Dauerschleife laufen. Insofern sollte man nicht unbedingt glauben, dass man heute durchgehend viel weiter ist in der Beurteilung von Antisemitismus, zumal sich verantwortliche Kulturmanager und Politiker erlauben, Antisemitismus nach eigenen Interessen selbst zu definieren.

Unsere heftige Kritik daran ist durch die Meinungsfreiheit gedeckt. Aber darf „Kunst“ alles? Geht die Freiheit der Kunst auch so weit, dass Antisemitismus in der Kunst toleriert werden muss? Darüber werden wir wohl noch reden müssen! Nicht mehr unbedingt über die Documenta, denn sie ist mit dem Ablauf des alten jüdischen Jahres „Antisemitismus-Geschichte“.

Bleiben Sie gesund und achten Sie auf sich, auf Ihre Familie und auf alle Menschen in Ihrer Umgebung.

Ich wünsche Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, ein gutes und gesundes neues Jahr 5783.

SCHANA TOWA

Ihr

Dr. Josef Schuster

Präsident

des Zentralrats der Juden in Deutschland und des Landesverbandes der IKG in Bayern

Rosch Haschana 5783

- Sukkot
- Von Landesrabbiner Dr. Joel Berger . . . 4
- Jona prophezeite in Ninive
- Von Yizhak Ahren 5

Grußworte zu Rosch Haschana 6

Kultur

- Wiege der Demokratie
- Von Renatus Schenkel 8
- Grüß ich mein liebes Bayernland
- Von Ellen Presser 10
- Unser Gastbeitrag
- von Carmen Reichert 12
- Jüdische Akademie 14
- Exil Istanbul 15
- Cem Özdemir erhält Leo-Baeck-Preis 16
- B. Honigmann ausgezeichnet 16

Dokumentation

- Margot Friedländer 17

Nachrichten aus Frankreich

- Jüdische Wurzeln
- Von Gaby Pagener-Neu 20

Bayern

- Gedenkkoffer Kleinsteinach 28
- Am Echad 28
- Nürnberg – Hadera 29
- Spaenle: Ein bewegtes Jahr 29
- Juden in der Ukraine 30

Aus den jüdischen Gemeinden in Bayern 31

Buchbesprechungen 40

Russischer Beitrag 47

IMPRESSUM

JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN
 authentisch bayerisch jüdisch
Redaktionsleitung: Benno Reicher,
 Vorländerweg 25, 48151 Münster,
 Telefon 0251-7475546
 www.bayerisch-jüdisch.de
 redaktion@berejournal.de
 Wir erscheinen im April zu Pessach,
 im September zu Rosch Haschana und
 im Dezember zu Chanukka
 In dieser Ausgabe mit Beiträgen von
 Rabbiner Joel Berger, Yizhak Ahren, Angela
 Genger, Daniel Hoffmann, Regina Kon, Gaby
 Pagener-Neu, Ellen Presser, Benno Reicher,
 Carmen Reichert, Renatus Schenkel, Josef
 Schuster, Frank-Walter Steinmeier und
 Priska Tschan-Wiegelmann
Herausgeber: Landesverband Israelitischer
 Kultusgemeinden in Bayern
Gesamtherstellung: Druckerei Höhn,
 Gottlieb-Daimler-Str. 14, 69514 Laudenbach

SUKKOT

Von Landesrabbiner Dr. Joel Berger



Rabbiner Joel Berger

Zwei Wochen nach Rosch Haschana, unserem Neujahrsfest, und wenige Tage nach Jom Kippur, dem Versöhnungstag, begehen wir Sukkot, das Laubhüttenfest. Die Heilige Schrift nennt es auf Hebräisch Chag, das Fest. Diese Auszeichnung trifft das dritte der biblischen Wallfahrtsfeste zu Recht. Es ist reich an farbigen Zeremonien und malerischen Symbolen. Außerdem fällt es in die Erntezeit und liegt somit nach der Vollendung der mühsamen Arbeit der Landwirte des Heiligen Landes. Die Quelle der Freude dieses Festes ist vergleichbar mit den vielen Winzerfesten in unserer Gegend. Weinlese zu feiern bedeutet Freude und Dankbarkeit zugleich. Daher verkündete die Tora wessamachta bechagecha, freue Dich an Deinem Fest. (5.B.M. 16:14)

Im Mittelpunkt der Gedankenwelt dieses biblischen Pilgerfestes steht ursprünglich die Natur des Heiligen Landes. Wir werden in unserem urbanisierten Dasein an die nomadische Existenz der Ahnen während ihrer Wüstenwanderung erinnert. Diese Erinnerung verbindet unsere Generationen über die Zeiten hinweg. Wenn wir am Pessachabend, anlässlich des Festes der Befreiung aus der Sklaverei Ägyptens erklären: „Ein jeder von uns ist verpflichtet sich zu betrachten, als wäre er selbst aus Ägypten, aus der Gefangenschaft gezogen ...“, ja, dann ist die Wüstenwanderung auch ein gemeinsames Volkserlebnis – durch alle Zeiten hindurch. Daher bauen wir bis heute am Sukkot immer wieder unsere Laubhütten auf – sogar inmitten der Großstädte, auf

einem Balkon, einem Hinterhof oder im Garten. In diesen Landesteilen ist das Verweilen und Speisen in der Hütte eine sehr wetterabhängige Art des Begehens dieses Festes. Häufig hat man aber Glück, dank der noch wärmenden Strahlen des Spätsommers.

Die konkreten Gebote der Tora, die uns befehlen, Hütten zu bauen, um dort zu verweilen, und uns damit die Zeit der Wüstenwanderung zu vergegenwärtigen, haben aber auch Mystiker, Ethiker und Philosophen inspiriert. An einer Stelle las ich diese Erläuterung: Wenn der Landwirt im Herbst die Ernte des ganzen Jahres einbringt, neigt er dazu zu sagen, wie die Tora ihn zitiert: (5.B.M. 8:17): „Allein meine Kraft und die meiner Hände haben zu diesem Erfolg geführt.“ Wenn du so stolz bist, meint die Tora, dann verlasse gerade an diesem Tag dein Haus, verlasse den bequemen, gemütlichen Hof und tausche deine feste Wohnung gegen eine provisorische aus, die dem Wind und den Launen des Wetters ausgesetzt ist. Denke daran, dass unser ganzes Leben wie diese Hütte ist: Nur ein Provisorium. Heute blüht es, um morgen zu verwelken.

Der einzige wertvolle Besitz ist, setzt der Moralist fort, das Erfüllen der Gebote des Herrn und das Durchdringen deiner Persönlichkeit mit geistigen Werten. Kaum anders dachte darüber der moderne jüdische Philosoph Emmanuel Levinas: „Der Mensch beginnt in der Wüste, wo er in Zelten wohnt und wo er Gott in einem Tempel anbetet, den man von Ort zu Ort versetzen kann. Solche Existenz ist frei von der Gebundenheit an Landschaften und Bauwerke und all den schweren und gefestigten Dingen, die uns so leicht dazu verführen, sie dem Menschen überzuordnen. Solcher Form der Existenz erinnert sich das Judentum immerfort, während seiner ganzen Geschichte. Das Fest der Hütten ist die liturgische Form dieser Erinnerung.“

Das mit besonders reichen Traditionen ausgestattete Sukkot-Fest besitzt noch weitere Symbole: nämlich den aus vier Pflanzen und Früchten bestehenden Feststrauß (3. B. M. 23; 40 ff). Da finden wir sehr unterschiedliche „vier Arten“. Eine Zitrusfrucht, auch Paradiesapfel genannt, den Etrog, einen Dattelpalmzweig, den Lulaw, ferner den Myrtenzweig und einen

Bachweidenzweig. Diese werden während aller Tage des Festes in einem feierlichen Umzug mit mit Gesängen durch die Synagoge getragen; dabei ertönt als Refrain wieder und wieder das hebräische Wort, das seinen Weg sogar in die Liturgie der Kirche fand: *Hoscha na*, O hilf doch Herr, das viele als Hosianna kennen. Was, außer der Erinnerung an Erntedank, dieser Strauß genau zu bedeuten hat, darüber schweigt die Tora.

Daher geizt die nachbiblische jüdische Literatur nicht mit mannigfaltigen Erklärungen und Deutungen. Dieser Strauß, meint der Midrasch, ist ein treffendes Symbol der Notwendigkeit für die Einheit des jüdischen Volkes. Der Strauß wird genauestens analysiert: der Etrog, die Zitrusfrucht, besitzt sowohl einen guten Geschmack, als auch einen guten Duft. Die Frucht der Dattelpalme ist wohl geschmackvoll, besitzt jedoch keinen Duft. Die Myrte dagegen duftet, schmeckt aber nach nichts. Und zum Schluss haben wir noch die Bachweide, die weder Duft noch Geschmack aufweist.

Wie die vier Pflanzen in einem Bündel auf Geheiß der Tora der Lobpreisung Gottes dienen, nämlich die Geschmackvollen, die Duftenden und auch die, welche diese Eigenschaften nicht besitzen, so sollen die Israeliten gemeinsam dem Herrn dienen. Damit aber nicht genug der Erklärungen: Man weist darauf hin, dass drei Pflanzen des Straußes im Heiligen Lande zu Hause sind: Etrog, Lulaw und die Myrte. Die Bachweide dagegen ist in der ganzen Welt verbreitet, wie die Juden in der Diaspora. Der Strauß erinnert also auch an die Liebe der Israeliten zur biblischen Heimat.

Vor dem Ende der Sukkot-Feiertage schwenkt die ausgelassen-fröhliche Stimmung des Laubhütten-Festes vorübergehend um. Der siebente Tag wird Hoschana Rabba genannt. Darunter verstehen wir noch eine letzte Ehrerweisung gegenüber der Einkehr des Jom-Kippur-Tages. Der Grund liegt im mystisch-kabbalistischen Glauben.

Das göttliche Urteil ist über unsere Taten und Handlungen am Rosch Haschana geschrieben und am Jom Kippur besiegelt worden. Jedoch der Vollzug könnte nach Meinung unserer Mystiker erst jetzt beginnen. Diese Vorstellung hat Hoschana

Rabba in die Reihe der Tage gehoben, an denen wir erneut um Vergebung unserer Verfehlungen bitten. Am Hoschana Rabba geschieht die Vollendung der Sühne. Es zeigt sich vor allem in der Liturgie des Tages, die eine ernste wehmütige Stimmung verbreitet. Der Vorbeter steht vor seinem Pult in der gleichen Totentracht, auch Kittel oder Sargenes genannt, wie am Rosch Haschana oder am Jom Kippur. Die Melodien der Gebete gleichen denen der vergangenen Hohen Feiertage. Die Hoffnung auf Vergebung durch Umkehr verkündet der Tag und gibt uns eine

letzte Möglichkeit, unsere unredlichen Handlungen zu bereuen. Vielerorts wird am Vorabend von Hoschana Rabba eine Wachnacht gehalten, während man das fünfte Mosebuch liest und studiert.

Eine Sitte dieses Tages kann man beim Morgengottesdienst beobachten. Bereits der Talmud erwähnt, dass man am Ende des Gebetes ein Bündel Bachweidenzweige nimmt und es auf den Boden schlägt. Vielleicht soll diese Handlung nach der mystischen Vorstellung andeuten, dass, ebenso wie die Blätter von den

Zweigen abfallen, der Herr unsere Sünden vertilgen möge.

Die Religionshistoriker vergleichen und erläutern diese Sitte mit der Lustration, die in der römischen Religion die Bezeichnung der feierlichen Reinigungen und Sühnungen war und einen wichtigen Teil des römischen Kultus ausmachten.

Es scheint mir, dass wir Menschen öfters abstrakte, spirituelle Inhalte in konkretere Handlungen umwandeln, um sie vor der Gemeinschaft sichtbarer zu machen.

Jona prophezeite in Ninive

Eine Betrachtung zu Jom Kippur von Yizhak Ahren

Schon im Babylonischen Talmud (Megilla 31a) ist vermerkt, dass im Mincha-Gebet von Jom Kippur das Buch Jona nach der Toralesung als Haftara vorgetragen wird. Das Thema der Umkehr zu Gottes Wegen (hebr. Teschuwa) spielt in diesem kleinen Buch mit insgesamt nur 48 Versen eine zentrale Rolle, und daher passt diese Haftara sehr gut zum letzten der zehn Tage der Teschuwa.

In seinem deutschsprachigen Buch „Jamim Noraim“ machte Rabbiner B.S. Jacobson eine interessante Bemerkung: „Die Absicht der Weisen, gerade diesen Abschnitt zu wählen, mag auch darin begründet sein: Das jüdische Volk soll vor nationalem Hochmut geschützt werden. Die Umkehr eines fremden Volkes zu Gott wird uns daher gekündet.“ Mendel Hirsch sah in der Tatsache, dass es götzendienende Heiden sind, deren Besserung uns am Jom Kippur als Vorbild für die eigene Besserung vorgeführt wird, einen Beweis für die „wahrhaft freie Universalität des Judentums“.

Bedenkenswert ist aber nicht nur, was in Ninive, der Hauptstadt des damals mächtigen assyrischen Reiches, passiert ist, sondern ebenfalls, wie es zur außergewöhnlichen Teschuwa der unmoralischen Götzendiener kam. Einen israelitischen Propheten, Jona Ben Amittai, forderte Gott auf: „Auf, gehe nach Ninive, der großen Stadt, und rufe aus über sie, dass ihr Frevel emporgestiegen ist vor meinem Angesicht“ (1,2).

Wie reagierte der angesprochene Prophet? Ohne Gott zu antworten, ergriff er sofort die Flucht: „Da machte sich Jona auf, um vor dem Ewigen nach Tarschisch zu flüchten“ (1,3). Die Stationen seiner vergeblichen Flucht wollen wir an dieser Stelle nicht nachzeichnen. Beschäftigen

soll uns vielmehr die naheliegende Frage, warum Jona, statt wie ihm befohlen in Richtung Osten zu gehen, den Weg in den Westen einschlug.

Den Grund, warum Jona Gottes Wort nicht in Ninive verkünden wollte, können wir zunächst nicht einmal ahnen. Erst nachdem er, im Bauch eines Fisches gefangen, seine negative Einstellung zum göttlichen Auftrag änderte, doch noch nach Ninive ging und dort sehr erfolgreich prophezeite („Noch vierzig Tage, dann ist Ninive zerstört“, Kap. 3,4), erfahren wir, was ihn ursprünglich zur Flucht bewegt hatte: „Und er betete zum Ewigen und sprach: Bitte, o Ewiger, war das nicht meine Rede, solange ich noch auf meinem Boden war? Deswegen kam ich ja zuvor, nach Tarschisch zu flüchten, weil ich wusste, dass du ein gnädiger und barmherziger Gott bist, langmütig und liebevoll und dich bedenkend wegen des Unheils“ (4,2).

In diesem Gebet hat der Prophet zwar seine Überlegungen mitgeteilt, aber wir verstehen sein Motiv immer noch nicht: Wie hängt die Tatsache, dass der Ewige gnädig, barmherzig, langmütig und zur Änderung seines Sinnes bereit ist, mit seiner Weigerung, den Auftrag zu erfüllen und nach Ninive zu gehen, zusammen? In Kommentaren zum Buch Jona findet man verschiedene Erklärungen für den Gedankengang des Propheten.

Einige Interpreten erklären, Jona sei der Ansicht gewesen, dass Übeltäter unbedingt eine angemessene Strafe bekommen müssen. Es störte ihn mächtig, dass Gott nach erfolgter Teschuwa die wohlverdiente Bestrafung aussetzt. Am Beispiel eines Wunderbaums musste Gott Jona deutlich machen, dass neben Gerechtigkeit auch Mitleid und Milde von großer Bedeutung sind: „Da sprach der

Ewige: Dir ist es leid um den Wunderbaum, um den du keine Mühe hattest und den du nicht großgezogen hast, der über Nacht ward und über Nacht verging. Und mir, mir sollte es nicht leid sein um Ninive, die große Stadt, darin mehr als zwölfmal zehntausend Menschen sind, die nicht zwischen rechts und links zu scheiden wissen, und viel Vieh?“ (4, 10 und 11).

Eine ganz andere Deutung der Erklärung des Propheten Jona für seine Flucht in Richtung Tarschisch besagt, dass er gerade den Erfolg seiner Mission befürchtete: die Assyrer werden Teschuwa tun, und Gott werde deshalb Ninive nicht zerstören – ihn aber werde man dann als einen Lügner ansehen und verfolgen! Über diese Rechtfertigung der Flucht schreibt Mendel Hirsch in seinem Buch über die zwölf Propheten: „Der wahre Gottesprophet darf allerdings keinen Augenblick anstehen, zum Heile der Menschenbrüder im Auftrage Gottes jedes Martyrium auf sich zu nehmen, er darf auch vor dem Opfer seiner Ehre nicht zurückschrecken. Die Höhe hatte Jona noch nicht erreicht.“

Gabriel H. Cohn hat in einem lesenswerten Aufsatz mit dem Titel „Die vergebliche Flucht vor dem Selbst“ (Jüdische Rundschau Maccabi, 9. Oktober 1997) die These vertreten, dass das Buch Jona zwar von einem biblischen Propheten spricht, aber eigentlich jeden von uns meint: „Jeder von uns steht in gewissen Lebensphasen vor den existentiellen Problemen des Jona, und das Buch will uns lehren, wie wir diese Lebensaufgabe lösen sollen.“ Jom Kippur ist ein von der Tora bestimmter Tag, an dem wir Juden fastend und betend unseren Lebensweg neu überdenken. Ebenso wie Jona kann jeder Mensch Irrwege verlassen, eine neue Richtung einschlagen und dann den für ihn richtigen Weg gehen.



Zum Neujahrsfest geht ein herzlicher Gruß an die Juden in Bayern und in aller Welt!

Es ist ein Fest der inneren Einkehr und Besinnung, um sich für die Herausforderungen des kommenden Jahres zu stärken und festen Halt im Glauben zu finden. Es soll aber auch Gesundheit, persönliches Glück und viel Erfolg bringen.

Die jüdischen Bürgerinnen und Bürger haben einen unverrückbaren Platz in der

Mitte unserer Gesellschaft. Ihre Gemeinden leisten einen unverzichtbaren Beitrag zum religiösen und kulturellen Leben Bayerns. Umso erschreckender ist, dass der Antisemitismus, in unterschiedlichen Formen und aus verschiedensten Quellen gespeist, immer weiter um sich greift. Dieser Entwicklung entschlossen entgegenzutreten, ist Aufgabe und Verpflichtung aller gesellschaftlichen Gruppen. Die Bayerische Staatsregierung nimmt diese Pflicht sehr ernst, schützt die Juden und steht unmissverständlich für Toleranz und Achtung der Menschenwürde. Dazu verpflichten die christlichen, jüdischen

und humanistischen Traditionen unseres Landes, aber auch die besondere Verantwortung angesichts unserer Geschichte. Wir werden alles dafür tun, dass sich die Juden auch künftig in Bayern frei, geachtet und sicher fühlen!

Dr. Markus Söder
Bayerischer Ministerpräsident



Der jüdische Jahreswechsel fällt in eine herausfordernde Zeit. Der Angriffskrieg auf die Ukraine hat die Nachkriegszeit in Europa beendet. Auch in der großen ukrainischen jüdischen Gemeinschaft, in der es noch viele Schoa-Überlebende gibt, haben viele ihre Heimat verloren. Nicht wenige sind nach Bayern gekommen, haben in den jüdischen Gemeinden Schutz gefunden. Die enorme Hilfsbereitschaft zeugt von großer Menschlichkeit. Mein Dank gilt allen, die sich in dieser schrecklichen Zeit so großartig engagieren!

Vor dem Hintergrund des Krieges, der Pandemie, der Energieknappheit und der Inflation werden die gesellschaftlichen

Herausforderungen nicht kleiner. Mir persönlich macht der Zusammenhalt Mut, den ich erlebe. Diejenigen, die Hass und Spaltung vorantreiben – oft antisemitisch motiviert oder konnotiert – treffen auf eine couragierte Zivilgesellschaft, die unsere freiheitlich-demokratischen Werte verteidigt.

Die jüdische Religion, die Traditionen und Bräuche sind fester Bestandteil unserer Heimat. Mit diesem Rosch Haschana verbinde ich auch die Hoffnung, dass die Jubiläumsfeierlichkeiten der letzten ein- einhalb Jahre nachhaltig wirken. Dazu gehört, dass antijüdische Ressentiments, wie sie rechts und links und in der Mitte unserer Gesellschaft wahrnehmbar sind, auf harten Widerspruch treffen – wo und wann immer sie getätigt werden! Auch im vermeintlich intellektuellen, künstlerischen Milieu, wo sie sich bei der „do-

documenta 15“ zunächst ungehindert austoben durften. Und auch muslimischer Antisemitismus darf nicht als Folklore verharmlost, sondern muss vielmehr kompromisslos geächtet werden. Antisemitismus muss in all seinen Formen benannt und bekämpft werden. Nur dann können jüdische Menschen sicher und geborgen leben.

In der Hoffnung auf bessere und unbeschwertere Zeiten, wünsche ich allen jüdischen Bürgerinnen und Bürgern: Schana tova – ein glückliches und süßes neues Jahr!

Ilse Aigner Mdl., Präsidentin
des Bayerischen Landtags



Das letzte Jahr stand bei uns im Zeichen der Feierlichkeiten zu „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“. Mit einer Fülle von Festen und Veranstaltungen haben wir dabei den Reichtum jüdischen Lebens und jüdischer Kultur in unserem Land gefeiert. Mit dem brutalen russischen Angriffskrieg gegen die Ukraine sehen wir uns jetzt aber auch ganz neuen Herausforderungen gegenüber. So suchen viele Kriegsgeflüchtete bei uns Schutz, darunter auch Jüdinnen und Juden. Mit der erleichterten Aufnahme jüdischer Geflüchteter hat die Bundesregierung hier bereits ein klares Zeichen gesetzt. Genauso wie die jüdischen Gemeinden in Deutschland, die viele Geflüchtete selbst versorgen und betreuen. Mein ausdrücklicher Dank geht

dabei auch an die Israelitische Kultusgemeinde München und Oberbayern, die sich ebenfalls intensiv um die aus der Ukraine geflüchteten Jüdinnen und Juden kümmert und ihnen hier ein Zuhause gibt.

Gleichzeitig sehen wir uns konfrontiert mit einer abscheulichen russischen Kriegspropaganda, die auch vor übelsten Nazi-Vergleichen und antisemitischer Hetze nicht haltmacht. Aber auch bei uns sind geschichtsverfälschende und jüdenfeindliche Einstellungen auf dem Vormarsch und antisemitische Straftaten in Deutschland haben einen neuen Höchststand erreicht. Auch in München kommt es leider immer wieder zu entsprechenden Delikten. Und genau deshalb müssen und werden wir den Kampf gegen Antisemitismus konsequent weiterführen. Dabei gilt es, nicht nur dann aktiv zu werden, wenn uns entsprechende Gewaltexzesse auf-

schrecken, sondern auch schon dann, wenn wir jüdenfeindliche Übergriffe auch unterhalb der Schwelle zur Strafbarkeit wahrnehmen. Da müssen wir ganz besonders sensibel sein, aufmerksam bleiben und sofort dazwischengehen, wenn krude Theorien geäußert oder billige Klischees verbreitet werden.

Mit diesem Versprechen wünsche ich allen Jüdinnen und Juden in München und darüber hinaus zum Neujahrsfest Rosch Haschana ein gutes, glückliches, friedliches und Frieden bringendes Jahr 5783!

Dieter Reiter, Oberbürgermeister
der Landeshauptstadt München



Liebe jüdische Schwestern und Brüder,

wieder geht für Sie ein Jahr zu Ende und ein neues beginnt. Der Jahreswechsel nach dem jüdischen Kalender steht diesmal ganz un-

ter dem Eindruck des furchtbaren und völkerrechtswidrigen Angriffskrieges gegen die Ukraine. Krieg mitten in Europa – wer von uns hätte das vor einem Jahr gedacht? Wie sehnten wir uns nach den Jahren der Pandemie nach etwas mehr Normalität, nach mehr Lockerheit und Zuversicht? Und nun haben wir wieder Millionen von Flüchtlingen in Europa,

unzählige Tote, Verstümmelte, Traumatisierte, zerstörte Städte und Landstriche, stehen wir plötzlich vor ungeahnten globalen Herausforderungen und Krisen.

Auch viele Tausende Jüdinnen und Juden in der Ukraine mussten flüchten und haben ihre Heimat verloren. Die jüdischen Gemeinden hierzulande zeigen eine große Solidarität und Hilfsbereitschaft, die Flüchtlinge aufzunehmen und den Menschen in der Ukraine mit Hilfsgütern und Geld zu helfen. Diese Hilfe geschieht ohne Ansehen der Person, es geht um Mitmenschlichkeit, die im Anderen, im Leidenden Gottes Ebenbild erkennt.

Beten wir alle um den Frieden in der Ukraine, in der Welt, in unseren Herzen

und zeigen wir gemeinsam durch unsere Solidarität, dass wir Menschen sind und Verantwortung füreinander übernehmen.

Ich wünsche Ihnen und allen Jüdinnen und Juden weltweit Frieden, Hoffnung, Gottes Segen für das neue Jahr – Schana tova!

Ihr

Reinhard Kardinal Marx
Erzbischof von München und Freising



Ein gutes und gesegnetes neues Jahr wünsche ich Ihnen im Namen der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern und auch persönlich zu Rosch Haschana und den Hohen Feiertagen.

Im vergangenen Juni feierten wir das Finale des Festjahrs „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“. Mir wird die wunderbare Stimmung des Sommerfests auf dem Jakobsplatz mit den fröhlichen Gesichtern, der heiteren Musik und mit seiner ganzen Leichtigkeit in Erinnerung bleiben. Es ist so wichtig, das Leben zu feiern mit Freundinnen und Nachbarn, genau wie an diesem Tag. Denn es gibt uns Kraft auch das Schwere zu tragen.

Wir können nicht wissen, wohin uns die angespannte weltpolitische Lage und diese Pandemie noch führen wird. Wir können aber in unseren Religionsgemeinschaften Solidarität und Hilfe üben. Wir werden weiter Kraft brauchen, auf Antisemitismus hinzuweisen, wo er nicht erkannt werden will. Die Documenta-Debatte ist nur ein Beispiel dafür, dass es ständig Aufmerksamkeit und Klarheit braucht. Es ist Aufgabe aller, darauf hinzuwirken, dass antisemitische Bildsprache und Gedanken keinen Raum haben dürfen. Und nicht zuletzt wird auch das neue Jahr unsere Gedanken zurückführen an die traumatischen Ereignisse in unserer Stadt vor 50 Jahren. Das laufende Gedenkjahr „Zwölf Monate – Zwölf Namen. 50 Jahre Olympia-Attentat München“ stellt Persönlichkeiten in ihrer ganzen Lebendigkeit in die Mitte. Menschen,

die eine schmerzende Lücke hinterlassen haben.

Die Schwelle zum neuen Jahr lädt ein zur Besinnung und zum Rückblick. Mich beeindruckt die Haltung von ernster innerer Sammlung, die die ersten Schritte im neuen Jahr vom Klang des Schofars bis zum Versöhnungstag hin prägt. Wir alle leben vom Erbarmen dessen, von dem der Prophet Micha sagt: „Er wird sich unser wieder erbarmen.“ Dass Sie die Freude darüber erfahren, das wünsche ich Ihnen von Herzen. Im Vertrauen auf IHN wünsche Ihnen ein glückliches, erfülltes, ja ein süßes neues Jahr.

SHANA TOVA UMETUKA

Christian Kopp
Regionalbischof für München und Oberbayern der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern



Sehr geehrte Damen und Herren,

ein neues Jahr steht bevor! Da ist es Zeit, für einen kurzen Moment zurückzublicken: Während Corona monatelang unseren Alltag prägte, wurde das

Virus über Nacht in den Schatten gestellt und von dem Krieg in der Ukraine überschattet. Seither haben zahlreiche ukrainische Flüchtlinge ihr Land verlassen; vielen Menschen haben wir in Israel eine sichere Heimat geschenkt. Wiederum sind ukrainische Juden nach Deutschland geflohen.

Sie, verehrte Damen und Herren, haben dafür in Ihren Gemeinden großartige

Arbeit geleistet und den Menschen Trost und Wärme gegeben. Das Signal, dass Sie damit in die Welt senden, reicht weit über humanitäre Hilfe hinaus und zeigt Ihre Hingabe zu der Idee von Tikun Olam.

Passend dazu konnten wir uns im vergangenen Jahr über „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“ freuen. Ein hohes Jubiläum und Zeugnis der vielseitigen Geschichte des deutschen Judentums. Nachdem die lange Tradition durch Holocaust und Krieg ein plötzliches Ende fand, hat der Neuanfang nach 1945 Früchte getragen: Heute steht im Herzen von München das israelische Generalkonsulat, dessen zehnjähriges Jubiläum wir im letzten Jahr begehen durften. Doch in all den Jahren des Wachstums israelisch-deutscher Beziehungen gab es einen tragischen Einschnitt, als elf unserer Sport-

ler bei den Olympischen Spielen 1972 in München von palästinensischen Terroristen ermordet wurden. Unser besonderes Gedenken gilt den Sportlern und allen Terroropfern in Israel.

Die kommenden Monate werden herausfordernde Momente, aber auch so manche ermutigende Begegnung mit sich bringen. Ich wünsche Ihnen deshalb ein erfolgreiches Jahr 5783. Auf dass Sie zusammen mit Ihren Liebsten viele glückliche Tage erleben.

Schana tova!

Carmela Shamir
Generalkonsulin des Staates Israel für Süddeutschland

Wiege der Demokratie

Von Renatus Schenkel

OFFENBURG. Der Gasthof „Salmen“ im badischen Offenburg ist einer der zentralen Orte in der Geschichte der deutschen Demokratie. Dort wurden erstmals im deutschen Sprachraum von deutschen Revolutionären wie Friedrich Hecker und Gustav Struve zentrale Forderungen zur Einführung einer Demokratie aufgestellt. Sie wurden ein Jahr später von der Frankfurter Paulskirche übernommen und haben Eingang ins deutsche Grundgesetz gefunden. Lange Zeit diente der Versammlungssaal des Salmen auch der Jüdischen Gemeinde in Offenburg als Synagoge.

Im großen Wirtssaal des Salmen tagte 1847 die berühmte „Offenburger Versammlung“. Er erlebte bis heute eine wechselvolle Geschichte, denn in der Reichspogromnacht vom 9. November 1938 wurde die Synagoge wie viele andere jüdische Einrichtungen und Geschäfte in Offenburg geplündert und zerstört.

Am 9. Juni wurde der restaurierte Salmen als repräsentative Ausstellungsstätte wiedereröffnet. Unter den Ehrengästen war auch Dr. Josef Schuster, Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland. In seiner Rede würdigte er den Kampf von Friedrich Hecker und weiteren Revolutionären für Gleichheit, Freiheit und andere Grundrechte wie Religionsfreiheit. Gerade angesichts des 1938 an diesem Ort geschehenen Unrechts mahnte er, aktuellem Judenhass entschieden entgegenzutreten. Er wünsche der Stadt Offenburg, „dass möglichst viele Menschen diesen Ort besuchen, über seine Geschichte lernen – auch über den jüdischen Teil.“

In zwei Räumen des Salmen wird mit Dokumenten und Ausstellungsstücken neben der Entwicklung der Demokratiegeschichte auch die Geschichte der Jüdischen Gemeinde Offenburgs dargestellt. Unter der Woche dient der Salmen als Tagungsstätte und ist auch beziehungsreich Tagungsort des Offenburger Stadtrats.

Versammlungs- und Gewissensfreiheit, Meinungs- und Pressefreiheit, Bildung für alle, Steuergerechtigkeit und Volksbewaffnung, aber auch völlige Gleichberechtigung der Juden, das waren die „Forderungen des Volkes“, die badische Revolutionäre wie Friedrich Hecker und Gustav Struve in der Offenburger Versammlung verabschiedet und mit der badischen Bevölkerung in die Tat umgesetzt haben. Ein erhaltenes Original ihrer dreizehn Forderungen bildet die eindrucksvolle Mitte eines der Ausstellungsräume. Die „Forderungen des Volkes“ von Offenburg gelten „als der erste öffentlich verkündete Grund- und Menschenrechtskatalog in der deutschen Geschichte“, so die Landeszentrale für Politische Bildung in Baden-Württemberg.

Die Forderungen der Offenburger Versammlung waren auch die direkte Vorlage für eine weitere Fassung, die im Jahr darauf, 1848, in der Frankfurter Paulskirche als Manifest zur bürgerlichen Revolution in Deutschland verabschiedet wurde. Allerdings scheiterte auch die Bewegung der Paulskirche kurze Zeit später an restaurativ-monarchistischen Kräften. Der renommierte, 2004 verstorbene His-

toriker Wolfgang Mommsen schildert das eindrucksvoll in seiner Studie „1848. Die ungewollte Revolution“.

Doch es blieb nicht nur bei Forderungen in Offenburg. Badische Bürger setzten zum Beispiel die Forderung in Artikel 7 nach „Volksbewaffnung“ direkt in die Tat um. Mit Volksmilizen, einem Ranzen auf dem Rücken und einem Gewehr über der Schulter marschierten sie von Konstanz über Offenburg bis zum Herrschaftssitz des badischen Adels der „Durlacher“ in der badischen Residenzstadt Karlsruhe. Sie vertrieben sie aus dem Karlsruher Schloss und riefen die Republik aus. Das blieb leider die einzige erfolgreiche demokratische Revolution im deutschen Sprachraum.

Der Ausstellungsteil über die jüdische Gemeinde zeigt eindringlich, wie die integrierten Juden in der Ortenau während der Naziherrschaft von 1933 bis 1945 Schritt für Schritt in die Illegalität gedrängt und ihrer Lebensgrundlagen beraubt wurden. Die heute 91-jährige Eva Mendelssohn etwa entkam mit ihrer jüngeren Schwester Myriam während der Deportation nur durch glückliche Umstände und ist jetzt die letzte Überlebende der Shoa aus Offenburg. Als bedeutendster Gast nahm die 91-jährige in Begleitung ihres Sohnes David, seiner Ehefrau Dalia sowie ihrem Enkel Otto Mendelssohn an der Eröffnung des Salmen teil und erhielt später für ihr langjähriges Engagement als Zeitzeugin das Bundesverdienstkreuz am Bande.

Es werden auch Täter gezeigt, ‚ganz normale‘ Männer, keineswegs alles fanatische Nazis, wie aus ihren Lebensumständen ersichtlich ist. Die entscheidenden hochrangigen Verbrecher der Offenburger Gestapo, SS und SA, die auch die Deportation und Verhöhnung der jüdischen Offenburger organisierten, werden aus Tabugründen ausgespart. Denn der damalige SA-Chef von Offenburg zum Beispiel hat es doch nach dem Krieg tatsächlich noch zum Amt des Bürgermeisters gebracht. Und ein nach dem Krieg wieder arbeitender Gymnasiallehrer wurde als harmloser Mitläufer eingestuft, obwohl er in Offenburg während der Nazizeit die „Brand“-Rede zur Bücherverbrennung gehalten hatte.

Eine sehr gute Idee ist in beiden Haupträumen verwirklicht. Kleine Kärtchen mit der Überschrift „Denkzettel“ in je einem Regal können mitgenommen werden. Auf ihrer Vorderseite sind dort in Frageform



Der „Salmen“ in Offenburg.

Fotos: Renatus Schenkel

die gängigsten Urteile und Vorurteile zu den ausgestellten Themenkomplexen angesprochen, auf der Rückseite wird eine fachkundige Antwort gegeben.

Carmen Lötsch sieht als verantwortliche Fachbereichsleiterin Kultur der Stadt Offenburg die Gedenkstätte Salmen als ein deutliches Signal für den bewussten und offenen Umgang ihrer Heimatstadt mit dem schweren Erbe ihrer Geschichte. „Der Salmen in Offenburg ist aus meiner

Sicht das wichtigste Gebäude in unserer Stadt. Er ist auf den ersten Blick relativ unscheinbar, aber er erzählt aus der Geschichte der europäischen Demokratiebewegung. Er erzählt auch davon, dass die jüdische Bevölkerung Teil der Gesellschaft war und dass sie nach 1933 systematisch diskriminiert, verfolgt und ermordet wurde. Uns ist es wichtig, dass die Besucher anknüpfen können an eigene Erfahrungswelten, an die eigene Familiengeschichte wie auch an Ereignisse in

der Gegenwart. Denn wir alle müssen Verantwortung übernehmen.“

Dieser kritische Umgang zeigt sich auch im Ausstellungsteil zur jüdischen Geschichte der Stadt. Die Ausstellungsstätte ist jetzt ebenso wie die bekannte Offenburger Mikwe (siehe dazu auch JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN vom 25.9.2019) zu einem kulturellen Hauptanziehungspunkt für auswärtige Besucher geworden. Eine Broschüre ist in Vorbereitung. www.der-salmen.de.

Grußwort des Zentralratspräsidenten Dr. Josef Schuster anlässlich der Wiedereröffnung des „Salmen“ in Offenburg

Ich komme viel herum in Deutschland. Aber selten komme ich an Orte wie diesen, die im Laufe der Geschichte so viele Verwendungen und Transformationen erfahren haben wie der Salmen hier. Ein Gasthaus. Ein Tanzsaal. Ein Ort, an dem die Demokratie in Deutschland ihre ersten Atemzüge tat. Ein jüdisches Gotteshaus, später von den Nationalsozialisten zerstört. Nach dem Krieg ein Lagerhaus. Und heute eine Kultur- und Gedenkstätte. Mit anderen Worten: Wir haben es hier mit einem Monument zu tun, dessen Mauern die Höhen und Tiefen deutscher Geschichte miterlebt haben.

Versuchen wir uns vorzustellen, wie es war, als sich am 12. September 1847 rund 900 Leute um Friedrich Hecker hier trafen und sehr vernehmlich für Mitbestimmung und Demokratie, für Gleichheit, Freiheit und für andere unveräußerlichen Grundrechte eintraten. Es muss laut gewesen sein, aber es war sicher auch ein feierlicher Moment. Die Resolution, die damals beschlossen wurde, die „Forderungen des Volkes in Baden“, sie war und ist ein Meilenstein deutscher Zivilisationsgeschichte. Es war ein Aufstand gegen die Knechtschaft, die Unterdrückung, die Entrechtung.

Auch wenn sich der Ruf nach Freiheit und Demokratie anschließend jahrzehnte lang nicht durchsetzen konnte: Das Samenkorn war nun in der Erde, der Anfang war gemacht. Lassen Sie mich stellvertretend für den 13-Punkte-Katalog, der damals in diesem Haus beschlossen wurde, den Artikel 3 vorlesen: „Wir verlangen Gewissens- und Lehrfreiheit. Die Beziehungen des Menschen zu seinem Gotte gehören seinem innersten Wesen an, und keine äußere Gewalt darf sich anmaßen, sie nach ihrem Gutdünken zu bestimmen. Jedes Glaubensbekenntnis hat daher Anspruch auf gleiche Berechtigung im Staate.“

Gewissensfreiheit, Religionsfreiheit, staatliche Neutralität: Für viele von uns mag das alles heute selbstverständlich sein. Aber es gibt Bürgerinnen und Bürger die-

ses Landes, für die das nur in eingeschränktem Maße gilt. Denn die Freiheit, seinen Glauben frei leben zu können, ist zwar auf dem Papier garantiert. Das Grundgesetz ist eindeutig, das Bundesverfassungsgericht in seiner Auslegung auch. Aber das allein reicht nicht.

Frei ist man bekanntlich nur dann, wenn einen die Mitmenschen auch frei sein lassen. Und da liegt noch einiges im Argen, auch heute noch – oder in mancherlei Hinsicht: heute wieder. Religionsfreiheit wird immer wieder in Frage gestellt. Wer in der Öffentlichkeit mit einer Kippa herumläuft, läuft leider mancherorts Gefahr, angegriffen zu werden. Auf Schulhöfen ist „Du Jude“ wieder ein Schimpfwort geworden. Und Synagogen sind leider für viele zur Zielscheibe ihres Judenhasses geworden.

Ich bin der Polizei und den Sicherheitsbehörden sehr dankbar, dass sie jüdische Einrichtungen – so gut es eben möglich ist – schützen. Nicht erst der Anschlag in Halle 2019 hat bewiesen, dass es notwendig ist, jüdische Institutionen rund um die Uhr zu bewachen. In gewisser Weise ist auch das eine Einschränkung der Reli-

gionsfreiheit. Und das im demokratischen Deutschland des Jahres 2022.

Damit Sie mich nicht falsch verstehen: Ich übe hier keine Kritik an den staatlichen Institutionen. Aber ich frage mich, ob sich die Gesamtgesellschaft bewusst ist, dass der Antisemitismus, der offen gezeigte Judenhass, eine echte, eine spürbare Bedrohung für viele Menschen ist. Halle hat auch gezeigt: Antisemitischer Hass betrifft nicht nur Juden, er betrifft alle. Die beiden Mordopfer von Halle, die 40-jährige Jana L. und der 20-jährige Kevin S., waren nicht jüdisch. Sie waren nur zufällig zur falschen Zeit am falschen Ort. Der Attentäter wollte Juden ermorden. Als er es nicht schaffte, in die vollbesetzte Synagoge einzudringen, brachte er Jana und Kevin um.

Der Hass auf Juden zeigt sich immer offener – bei den sogenannten Corona-Protesten haben wir das gesehen. Er zeigt sich auch anderswo – man schaue nur auf die Äußerungen des russischen Außenministers Lawrow, als er seinem Antisemitismus freien Lauf ließ und unterstellte, die schlimmsten Antisemiten seien doch Juden gewesen. Der russische Krieg gegen



Täter und Überlebende in der Ausstellung.

die Ukraine hat uns auch vor Augen geführt, wie gefährdet unsere Demokratie ist. Er hat gezeigt, wie schnell es gehen kann. Dass wir wehrhaft sein müssen nicht nur in Worten, sondern auch ganz praktisch.

Der Krieg hat gezeigt, wie nicht nur die Religionsfreiheit, sondern auch alle anderen Grundfreiheiten von einem Tag auf den anderen mit Füßen getreten werden. Wie Propaganda die freie Presse ersetzt. Wie Gotteshäuser plötzlich von Bomben getroffen werden und Menschen um ihr Leben und das ihrer Angehörigen fürchten müssen und aus ihrer Heimat fliehen. So schnell, wie es am 10. November 1938 hier an dieser Stelle zuging, als die Synagoge der Offenburger Juden von NS-Männern innerhalb weniger Stunden geschändet und völlig verwüstet wurde. Sie, sehr geehrte Frau Mendelssohn-Cohn, haben das als Kind selbst noch miterlebt.

Doch ich möchte nicht nur über das Negative sprechen, sondern auch das Positive hervorheben. Wir Juden sind freie Bürger dieses Landes wie andere auch. Wir haben Sorgen, aber auch viele Hoffnungen. Dass nach der Shoa wieder jüdisches Leben in Deutschland auf diesem Niveau existieren würde, hätte man sich in der Generation meiner Eltern nicht vorstellen können. Wir haben in den letzten Jahren zahlreiche neue Synagogen gebaut und alte instandgesetzt. Es geht voran, und



Die neue Ausstellung im „Salmen“.

das Glas ist sicher nicht halbleer, sondern eher zwei Drittel voll.

Die jüdische Gemeinschaft schaut nach vorn, wie wir das trotz schwerer Zeiten immer getan haben. Aber wir vergessen nicht, denn, wie der spanische Philosoph und Schriftsteller Jorge Santayana das so treffend formuliert hat: „Wer sich nicht seiner Vergangenheit erinnert, ist dazu verdammt, sie zu wiederholen.“

Das gilt nicht nur für die Erinnerung an die negativen Aspekte der deutschen Geschichte, sondern auch für die Erinnerung an die positiven Momente. Friedrich

Hecker und seine Mitstreiter gehören unzweifelhaft zu den großen Deutschen. Ihr hier vor 175 Jahren im Salmen beschlossener Grundrechtekatalog ist zeitlos aktuell, denn der Schutz unserer Freiheiten, unseres demokratischen Gemeinwesens, ist nicht nur Aufgabe staatlicher Institutionen. Er ist unser aller Aufgabe. Jede und jeder Einzelne muss sich dem verpflichtet fühlen. Ich wünsche der Stadt Offenburg, dass möglichst viele Menschen diesen Ort besuchen, über seine Geschichte lernen – auch über den jüdischen Teil natürlich – und diese Botschaft von hier mitnehmen.

Grüß ich mein liebes Bayernland

Die Geschichte der jüdischen Brauerei-Familie Schülein

Von Ellen Presser

MÜNCHEN. „Bier ist der Wein dieses Landes“ – dieser Satz ist keine Anspielung auf die Kultur des Bierbrauens und Biertrinkens im Freistaat Bayern, sondern bezieht sich auf einen Satz aus dem Schulchan Aruch, wonach man Bier zum Kidusch machen verwenden darf, wenn es der Idee von hiddur mitzwa, der Verschönerung des Gebots entspricht und damit die Zeremonie aufwertet.

Davon dürfte der 19-jährige Josef Schülein, Sohn des Tuchhändlers Joel und seiner Frau Nette, keine Ahnung gehabt haben. Und vom Gewerbe des Vaters, der sich den säkularen Namen Julius gegeben hatte, ebenfalls nichts. Als der Vater stirbt, nachdem er sich auf einer Einkaufsreise nach München mit Typhus infizierte, ist es mit einem beschaulichen Leben der Witwe und ihrer vier Kinder Jakob, Josef, Mali und Gustav, zu dem noch ein Baby, nach dem Vater Julius benannt, hinzukommt, vorbei. Die Familie folgt dem ältesten Sohn Jakob aus dem fränkischen Thalmässing nach München.



Josef Schülein

Foto: Jüdisches Museum München

Mutter Nette, eine gläubige Jüdin, die zeitlebens auf einen koscheren Haushalt achtete und ihre Kinder in der jüdischen

Tradition erzog, setzte darauf, mit dem Ersparnen ins Bankwesen einzusteigen. Ging es am Anfang um die Vergabe von Kleinkrediten, so kam es später darauf an, das Vertrauen von Sparern zu gewinnen. Ihre Bankgeschäfte durchwegs seriös führend, erwarb die Familie bescheidenen Wohlstand.

Josef Schülein, Jahrgang 1854, seit 1873 in München ansässig, genügte die mit seinen Brüdern Jakob und Gustav ausgeführte Banker-Tätigkeit nicht, obgleich sich nach dem Deutsch-Französischen Krieg und der Gründung des Deutschen Reichs die Geschäfte gut entwickelten. Bereits zwölf Jahre später erwarb er von einem Kunden die Pleite gegangene Függerbräu-Brauerei im Münchner Stadtteil Haidhausen. Daraus machte er die Unionsbrauerei Schülein und Company, die 1903 in eine Aktiengesellschaft umgewandelt wurde.

Josef Schülein war selbst kein Bierbrauer, sondern Geschäftsmann, ein kreativer und sozialer noch dazu. Er beschäftigte

Fachleute, gab seinen Mitarbeitern sieben Urlaubstage und ließ Frauen nicht länger als acht Stunden pro Tag arbeiten. Solch eine Haltung war für Unternehmer keineswegs selbstverständlich. Doch das soziale Engagement der Schüleins sollte sich durch ihr ganzes Leben und bis in die nächste Generation durchziehen.

Zunächst aber ging es um den Ausbau der Firma. 1905 übernahm Schülein die Münchner-Kindl-Brauerei. Zum Ende des Ersten Weltkriegs erwarb er Schloss Kaltenberg mit dazugehöriger Brauerei und landwirtschaftlichem Gut. Diesen Firmenzuwachs verwaltete er gemeinsam mit seinem jüngsten Sohn Dr. Fritz Schülein. Sein privates Glück hatte Josef Schülein mit Ida Baer aus Oberdorf und ihren gemeinsamen sechs Kindern gefunden. Sein ältester Sohn wurde zum Gedenken an seinen Großvater Julius genannt. 1921 fusionierte Unionsbräu mit Löwenbräu und wurde unter diesen bekannten Namen fortgeführt. Diesen Coup hatte der Sohn Dr. Hermann Schülein maßgeblich betreut und er wurde Direktor und Vorstandsvorsitzender von „Löwenbräu“.

Hinzu kam bald das Bürgerliche Brauhaus München. Jeder Ankauf bedeutete Zugewinn an Grundstücken. Das soziale Engagement der Schüleins führte durch Grundstücksstiftungen zum Bau einer Siedlung von Sozialwohnungen in Berg am Laim, einem Stadtteil im Münchner Osten. Schon zu Lebzeiten des „alten“ Schülein waren dort 1920 eine Straße und ein Platz mit einem Brunnen, den seit 1928 ein „Mälzjunge“, Symbol des Bierbrauens, krönt, nach ihm benannt worden. Im Dezember 1933 hatte man nichts Eiligeres zu tun, als beides in Hallserspitzstraße und Hallserspitzplatz umzubenennen, was allerdings im August 1945 wieder zurückgenommen wurde.

Josef Schülein, den man den Bierkönig von Haidhausen nannte, war ein Original, stets gut erkennbar an seinem gewaltigen Schnauzer und breitkrepmpigen Hut. Wenn er zur Arbeit kam, erwarteten ihn schon Kinder aus dem Haidhausener Viertel. Für jedes hatte er ein Fünferl oder Zehnerl, das sie in Süßigkeiten umsetzten. Jedes Jahr ließ er bis zu vierzig Firmlinge einkleiden und bewirten; begabten Kindern ermöglichte er durch finanzielle Unterstützung eine bessere Schulbildung. Während andernorts Freikorps-Anhänger rechtsradikal schäumten und mordeten, eröffnete Ida Schülein nach dem Ersten Weltkrieg im Münchner-Kindl-Keller und im Bürgerbräu-Keller eine Armenspeisung, wo täglich an die tausend Mahlzeiten ausgegeben wurden.

Gut vergolten hat man es der Familie und ihrem Patriarchen, den man für seinen unternehmerischen Erfolg und sein soziales Wirken mit dem Titel Geheimer Kom-



Grabstätte von Ida und Josef Schülein auf dem Neuen Israelitischen Friedhof München.

Foto: Evergreen68 Wikimedia

merzienrat ausgezeichnet hatte, nicht. Nach seinem von den Nationalsozialisten bereits im Mai 1933 erzwungenen Rücktritt aus dem Aufsichtsrat von „Löwenbräu“ zog Josef Schülein sich auf sein Gut Kaltenberg bei Geltendorf zurück, wo er am 9. September 1938 starb. Er ruht auf dem Neuen Israelitischen Friedhof neben seiner bereits 1929 verstorbenen Frau Ida. Mit der geballten Niedertracht aus Neid, Habgier und Rücksichtslosigkeit war Sohn Hermann (1884, München – 1970, New York) konfrontiert. Seit 1924 Generaldirektor der Löwenbräu AG hatte er die Zeichen der Zeit von Anfang an begriffen. Sein Versuch, am 30. März 1933 in die Schweiz auszureisen, endete in „Schutzhaft“-Gewahrsam. Üble Verleumdungen hatte es schon lange vorher gegeben. Im Völkischen Beobachter vom 23. September 1922 war auf der Titelseite von der „Verjudaisierung der bayer. Brauindustrie“ die Rede. Hitler selbst verbreitete am 21. März 1928 bei einer NSDAP-Versammlung die Lüge, „Herr Schülein ist Besitzer einer großen Brauerei, von der die Wirtspächter abhängig sind, und man beabsichtigt, die Wirte zu veranlassen, dass sie nur das Brot von dieser Fabrik beziehen, die dem Herrn Schülein gehört.“

Da ging es noch gegen den Vater Joseph, später mit dem Boykott gegen das „Judenbier“ von Löwenbräu und mit der Direktive des im März 1933 als kommissarischer Münchner Oberbürgermeister angetretenen NS-Schergen Karl Fiehler, keine Aufträge mehr an „nichtdeutsche“ Unternehmen zu vergeben, war die „Arisierung“ von Löwenbräu faktisch erzwungen. Die jüdischen Mitglieder des Aufsichtsrats Josef Schülein, Martin Aufhäuser, Richard Kohn und Friedrich Pasternak mussten zurücktreten. Am selben Tag, dem 1. Mai 1933, trat auch Hermann Schülein von seinen Ämtern als Generaldirektor und Vorstandsvorsitzender zurück.

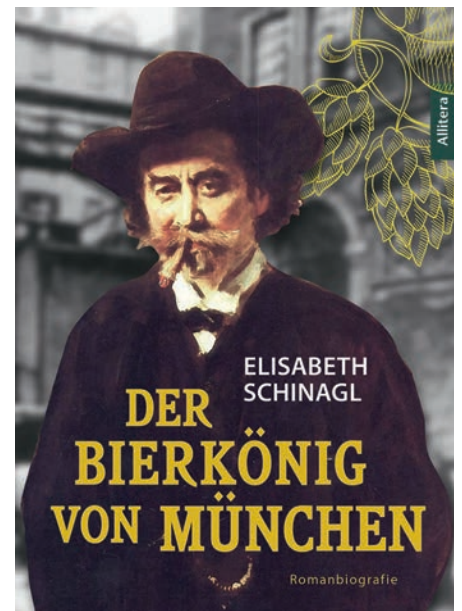
Auf seine Mitarbeit im Hintergrund konnte man noch nicht verzichten. Löwenbräu entwickelte sich 1934/1935 – unter seiner praktisch fortgeführten Leitung – sogar zum „NS-Musterbetrieb“. Schülein selbst ging, wie es auch seinen fünf Geschwistern gelang, 1936 in die USA. In New York brachte er sein berufliches Können in die „Liebmann-Rheingold-Brauerei“ ein.

Weder die Arisierung der Schlossbrauerei Kaltenberg 1938 noch das Verhalten des Reichswirtschaftsministeriums 1939/1940 konnte die Liebe zur bayerisch-münchenerischen Heimat vergällen.

Hermann Schülein konnte die Behandlung der familiären Entschädigungsansprüche durch die deutsche Ministerialbürokratie nicht verstehen. Und doch blieb er seinem sozialen Gewissen und München treu. Er schickte aus New York in großer Menge Care-Pakete für die notleidende Münchner Bevölkerung, verzichtete auf Rückabwicklung von Grundbesitz, beteiligte sich finanziell sogar am Wiederaufbau des kirchlichen Wahrzeichens in der Münchner Altstadt, „Alter Peter“ genannt, und des Nationaltheaters am Max-Joseph-Platz. Er wurde mit dem Großen Verdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland 1954, dem Bayerischen Verdienstorden 1961 und der Medaille „München leuchtet“ in Gold 1969 ausgezeichnet. 1964 hat Schülein, der nur mehr besuchsweise zurückkehrte, ein Gedicht verfasst, in dem es am Ende heißt:

*„Nun bleib die Weltstadt mit dem Herz
Du ‚München‘ fortan immerwärts
Wie man der Mutter stets verzeiht
Verzeih’ der Mutterstadt ich heut’,
Stolz, dass meine Wiege dorten stand
Grüß ich mein liebes Bayernland!“*

Elisabeth Schinagl: *Der Bierkönig von München, Romanbiografie*, 276 S., Allitera Verlag, München 2022.



Unser Gastbeitrag von Carmen Reichert

AUGSBURG. Das jüdische Museum Augsburg Schwaben wird rundum erneuert – innerlich wie äußerlich. Am 24. Juli haben die Bauarbeiten im Rahmen der dringend notwendigen Sanierung des gesamten Gebäudekomplexes mit Synagoge, Museum und Geschäftsräumen begonnen. Am 4. September, dem europäischen Tag der jüdischen Kultur, der passenderweise dieses Jahr unter dem Motto „renewal“, d.h. Erneuerung stand, begannen wir den Prozess der inhaltlichen Neugestaltung unseres Museums. Ganz bewusst haben wir uns dafür entschieden, diesen Prozess im Dialog durchzuführen, zum einen mit der jüdischen Gemeinschaft und zum anderen mit der allgemeinen Öffentlichkeit.

Als die alte Dauerausstellung 2006 eröffnet wurde, war die jüdische Welt gerade im Umbruch: Durch den Zuzug von Jüdinnen und Juden aus der ehemaligen Sowjetunion veränderten sich die Gemeinden radikal. In der nichtjüdischen Welt nahm man das Judentum vor allem als Religion wahr, unser Museum versuchte Grundlagen jüdischer Lebenspraxis und jüdischen Glaubens zu vermitteln und zugleich über die Geschichte der Gemeinden in Augsburg und Schwaben zu informieren. In der Sowjetunion waren die Menschen es dagegen gewohnt, Jüdischsein als Nationalität zu betrachten, die auch im Pass eingetragen wurde. Die Ausübung jeglicher Religiosität wurde insbesondere den jüngeren Generationen verwehrt.

Ein Rucksack

Die alte Dauerausstellung war vor allem für nichtjüdisches Publikum gedacht, das dort häufig seinen Erstkontakt mit jüdischer Religion und Geschichte hatte. Wie damals in den meisten Museen noch üblich, waren viele Objekte ausgestellt, ohne dass man deren Hintergründe, Geschichte oder Genaueres über ihren Gebrauch erfuhr. Der Fokus lag auf Ritualobjekten und Objekten, die durch ihre Singularität einen besonderen Wert für die schwäbisch-jüdische Geschichte hatten, wie die Toraschilder schwäbischer Landgemeinden.

Die Objekte aus unserer Sammlung, die ja weit umfangreicher ist als das, was Sie im Moment in der Ausstellung sehen können, die geeignet sind, das zu vermitteln, sind weniger rare Kunstobjekte als vielmehr Alltagsgegenstände, deren Geschichte es zu erforschen gilt. Ein Rucksack, der jemanden auf seiner Flucht aus Augsburg in der Zeit des Nationalsozialis-



Carmen Reichert

Foto: privat

mus begleitet hat, ist vielleicht viel geeigneter, eine Geschichte zu erzählen als ein silberner Granatapfel, den sich kaum eine jüdische Familie leisten konnte und der immer und immer wieder den Weg in jüdische Museen gefunden hat, weil es eben ein wertvoller Kunstgegenstand ist.

Um – zum Beispiel – die Toraschilder in unserer aktuellen Dauerausstellung wirklich wertschätzen zu können, so scheint mir, braucht man schon sehr viel Hintergrundwissen und Liebe zum Detail. Ich glaube, für die meisten unserer Besucherinnen und Besucher heute ist es viel wichtiger, etwas über den Alltag der Menschen damals zu erfahren, über ihre Sorgen und Wünsche, ihre Ängste und Hoffnungen, über ihre Ideen und Ansichten. Die jüdische Geschichte ist eben nicht nur Religionsgeschichte, sondern auch Wirtschafts-, Sozial- und Ideengeschichte.

All diese Aspekte wiederum sind untrennbar von unserer allgemeinen Kulturgeschichte. Dass Jüdinnen und Juden in bestimmten Berufszweigen überrepräsentiert waren, dass sie in bestimmten Regionen – wie Bayrisch-Schwaben – lebten, dass sie bestimmte Kulturtechniken entwickelten und voranbrachten, ist vor allem auch eine Folge antijüdischer Gesetzgebung durch christliche Herrscher. Umgekehrt aber lässt sich die bayerisch-schwäbische Kulturgeschichte nicht erzählen ohne die Geschichte der jüdischen Kurzwarenhändlerinnen und -händler, der jüdischen Musikanten und Geschichtenerzähler, der Geldverleiherinnen und Bierbrauer. Bis in unsere heutige Umgangssprache hinein reichen die Spuren dieser gemeinsamen Kulturgeschichte. Sogar die jüdischen Bettlerbanden und

Kleinkriminellen haben in unserer Sprache ihre Spuren verewigt: Wörter wie Knast, Kies (für Geld), flöten gehen (für abhandkommen, verschwinden) oder Ganove sind über das Jiddische ins Deutsche eingegangen.

Trotz dieser tiefen, jahrhunderte-, ja jahrtausendelangen Verwurzelung des Judentums in Bayerisch-Schwaben ist es mir wichtig zu betonen, dass dieses schwäbische Judentum mehr ist als eine dritte in Bayern beheimatete Konfession. Jüdische Geschichte ist immer auch transnational. Durch die Kontakte in andere jüdische Gemeinschaften, von Antwerpen bis St. Petersburg, von Altona bis Rom wurden nicht nur Handelsgüter, sondern auch Geschichten, Lieder und Ideen von und nach Schwaben gebracht. Jüdische Buchdrucker in Augsburg, Ichenhausen, Isny im Allgäu und anderen Orten schufen Bücher, die Meilensteine in der jüdischen Geistesgeschichte waren. Synagogen, wie die Augsburger Innenstadtsynagoge in der Halderstraße, sind Baudenkmäler, die weit über die Region hinausstrahlten. Der letzte Augsburger Rabbiner des Mittelalters, Rabbi Jakob ben Jehuda Weil (der „Mahariv“), der 1438 aus Augsburg vertrieben wurde, ist für einige bis heute eine religionsgesetzliche (halachische) Autorität.

Erinnerungskultur

Anders als römische, griechische oder ägyptische Museen arbeitet ein jüdisches Museum mit einer lebendigen Gemeinschaft, die ihre eigenen Ansichten über ihre Geschichte und Gegenwart hat. Deshalb ist es umso wichtiger, regelmäßig zu prüfen, inwieweit unsere Museen noch passen zu dieser Gemeinschaft. Unsere IKG Augsburg Schwaben besteht heute zum überwiegenden Teil aus Menschen, die aus Nachfolgestaaten der Sowjetunion nach Augsburg gekommen sind und dabei ihre eigene Geschichte und ihre Geschichten mitgebracht haben. Auch ihre Erinnerungskultur gehört, so glaube ich, in unser Museum.

Das waren, ganz grob umrissen, die Themen, die mich im Zusammenhang mit der Umgestaltung unserer Dauerausstellung interessieren. Nun bin ich gespannt, was unsere Besucherinnen und Besucher darüber denken, mit welchen Fragen sie in unser Museum kommen und worüber sie gerne mehr erfahren würden.

*Carmen Reichert
Direktorin des Jüdischen Museums
Augsburg Schwaben*

Führungswechsel im JSZ

WÜRZBURG. Der Nachfolger von Dr. Rotraud Ries (siehe dazu auch JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN vom 12. April 2022) als Leiter des Johanna-Stahl-Zentrum für jüdische Geschichte und Kultur in Unterfranken (JSZ) ist seit dem 1. Juli der Historiker Riccardo Altieri. Der promovierte Geschichtswissenschaftler kennt das Zentrum bereits von seinen früheren Tätigkeiten. Von 2016 bis 2018 war er dort als wissenschaftlicher Volontär und von 2018 bis 2022 als Sachbearbeiter tätig. Zuvor hat er in Würzburg Geschichte studiert und nach dem Masterabschluss eine Dissertation an der Universität Potsdam aufgenommen. Diese handelte vom bewegten Leben der Lebenspartner Rosi Wolfstein und Paul Frölich, die in der NS-Zeit aus Deutschland flüchten mussten, weil sie religiös und politisch verfolgt wurden. Rosi Wolfstein war kurz vor ihrem Tod 1987 eine der letzten noch lebenden Zeitzeuginnen Rosa Luxemburgs. Paul Frölich hatte 1919 unter dem Decknamen P. Werner an der Münchner Räterepublik teilgenommen.

Wichtig ist dem neuen JSZ-Leiter, das jüdische Leben in den Mittelpunkt seiner Arbeit zu stellen. Bereits in diesem Frühjahr veröffentlichte er in der Publikationsreihe „Jüdische Miniaturen“ ein kleines Buch über Johanna Stahl. Der interessierte Leser findet dazu auch eine Besprechung in diesem Heft. In seiner zukünftigen Arbeit geht es Dr. Altieri primär um Lebensbeschreibungen über Juden aus ganz Unterfranken und aus allen Epochen. Die zukunftsweisende Zusammenarbeit mit der „Biographischen Datenbank jüdisches Unterfranken“ von Oded Zingher aus Aschaffenburg wird hierbei fortgesetzt, neue Kooperationspartner wie das Landesamt für Denkmalpflege ergänzen das bisherige Profil. Das Landesamt verfolgt seit



Dr. Riccardo Altieri, © JSZ Yvonne Bräunig.

einiger Zeit das ehrgeizige Ziel, sämtliche jüdischen Grabsteine in Bayern zu erfassen, zu fotografieren und anschließend zu dokumentieren. Unterfranken ist hierbei aufgrund der hohen Dichte an jüdischen Gemeinden ein zentraler Regierungsbezirk.

Nachdem mit dem „DenkOrt Deportationen“ inzwischen mehr als 2.000 Menschen gedacht wurde, die aus Unterfranken deportiert wurden, ist Altieri nun auch denjenigen auf der Spur, die zwar aus der Region stammten, jedoch nicht von hier deportiert wurden, weil sie in andere Orte gezogen waren. Handelt es sich hierbei um ein mittelfristiges Projekt, so ist die darüberhinausgehende Suche nach den unterfränkischen Juden, denen die Emigration ins Ausland gelungen war, eher eine Langzeitaufgabe. In der Zusammenarbeit mit der „Biographischen Datenbank“ bildet die Erfassung aller Angehörigen dieser Generation die Ausgangslage für genealogische Forschungen. Und diese sind enorm gefragt: Jede

Woche erhält das Johanna-Stahl-Zentrum Anfragen aus Israel, den USA und aller Welt und ist bei der Suche nach Angehörigen aus vergangener Zeit behilflich.

Inzwischen hat eine Expertenkommission empfohlen, den etwa 100 Quadratmeter großen Ausstellungsraum des JSZ aufgrund zu hoher sommerlicher Temperaturen und zu intensiven Lichteinfalls nicht mehr auf die hergebrachte Weise zu nutzen. So soll künftig lediglich eine an Epochen orientierte modulare Dauerpräsentation der Arbeit des Zentrums die Ausstellungen ersetzen. Während hierfür primär mit Tischvitrinen und Tafeln an den Außenwänden des Raumes gearbeitet wird, ist das Rauminnere für Arbeitsplätze vorgesehen. Tische, Stühle, WLAN und Stromzugänge sollen ermöglichen, dass die umfassende Bibliothek des Zentrums und seine reichhaltigen und stetig wachsenden Sammlungen künftig intensiver genutzt werden. Kooperationen mit diversen Lehrstühlen und Professuren tragen diesem Vorhaben Rechnung.

„Zuletzt sei auf die allgegenwärtige Digitalisierung hingewiesen“, erklärt Altieri. „Es ist nicht allein damit getan, historische Dokumente einzuscannen und bestenfalls online zugänglich zu machen. Gerade Dokumente in altdeutscher Handschrift sind einem internationalen Publikum kaum zugänglich, selbst als Digitalisat.“ Deshalb verfolge das JSZ gemeinsam mit Karen Franklin, der Direktorin für Familienforschung beim Leo-Baeck-Institut in New York, ein Projekt: „Die unschätzbaren Forschungsergebnisse des 2014 verstorbenen Familienforschers Michael Schneeberger, dessen Sammlung im Johanna-Stahl-Zentrum verwahrt wird, sollen mittelfristig in der weltweit kostenfrei zugänglichen Datenbank *JewishGen* verfügbar gemacht werden.“ *bere.*

Rabbiner-Konferenz

MÜNCHEN. Ende Mai kamen 400 orthodoxe europäische Rabbiner zu ihrer regulären 32. Generalversammlung nach München. Neben dem Konferenz-Programm mit religiösen und politischen Themen besuchten mehrere Rabbiner im Rahmenprogramm auch 12 Schulen im Raum München. Bei der Aktion „Welcome a Rabbi“ begrüßten die Schüler ihre rabbinischen Gäste mit den Fragen „Wie wird man Rabbiner, was ist koscheres Essen und warum tragen Juden eine Kippa?“

Je ein Rabbiner stand den Schülern an den Schulen für einen offenen Austausch zur Verfügung. Sie erläutern dabei ihre Aufgaben in den Gemeinden und beantworteten Fragen rund um die Themen

jüdische Religion, Kultur und Tradition sowie zu den aktuellen Herausforderungen für jüdisches Leben in Europa. Die Schulen nutzten den Tag zumeist auch, um sich im Rahmen eines Projekttag oder im Rahmen des Lehrplans vertieft mit dem Thema „Judentum“ auseinanderzusetzen.

Bayerns Kultusminister Michael Piazolo zeigte sich hochofret über das Engagement der Rabbiner: „Die Aktion ‚Welcome a Rabbi‘ ist ein wichtiger Baustein zur Förderung des Verständnisses für die jüdische Kultur und für den interreligiösen und gesellschaftlichen Dialog. Gleichzeitig leistet die Aktion einen Beitrag zur Werteverziehung unserer Schüler: Vorurteile abzubauen und gleichzeitig die faszinierende

jüdische Kultur und Tradition kennenzulernen – das geht am besten über den persönlichen Kontakt. Ich danke den Rabbinern, die sich für diese wertvolle Aktion trotz der intensiven Konferenztage zur Verfügung gestellt haben.“

Auch ein Besuch am Erinnerungsort des Olympia-Attentats im Olympiapark und der KZ-Gedenkstätte Dachau gehörte zum Rahmenprogramm der Konferenz-Teilnehmer. Vor Ort konnten Vertreter des Kultusministeriums den Rabbinern Details und Hintergründe erläutern. Besonders beeindruckt zeigte sich Oberrabbiner Pinchas Goldschmidt von der Sanierung der Synagoge an der Münchner Reichenbachstraße. Sie wurde 1938



Am Festakt nahmen (v.li.) neben ZR-Präsident Dr. Josef Schuster auch Staatsminister Dr. Florian Herrmann und der bayerische Antisemitismus-Beauftragte Dr. Ludwig Spaenle teil.



Rabbiner Pinchas Goldschmidt, (li.) Präsident der Europäischen Rabbinerkonferenz, und Ministerpräsident Dr. Markus Söder.

Fotos: © Bayerische Staatsregierung

von den Nazis verwüstet und wird jetzt saniert, sodass ihr Ursprungszustand wiederhergestellt wird.

Auf der Gedenkveranstaltung in der KZ-Gedenkstätte Dachau zum Abschluss der Konferenz der Europäischen Rabbiner erklärte Bayerns Innenminister Joachim Herrmann, dass Antisemitismus, Hass und Hetze in unserem Land keinen Platz haben dürfen: „Jüdischer Glaube und jüdische Kultur sind ein unverzichtbarer Teil unseres Landes.“ Herrmann hob auch die Bedeutung einer lebendigen Gedenkkultur hervor: „Wir müssen die Erinnerung an die dunkelsten Kapitel unserer Geschichte wachhalten.“ Der Innenminister unterstützt deshalb die Erweiterung der KZ-Gedenkstätte in Dachau um einige Bauten, die früher zum KZ gehörten

und aktuell von der Bayerischen Polizei genutzt werden. „Dazu zählt insbesondere die ehemalige Kommandantur“, erläuterte Herrmann. „Dieser historisch bedeutende Ort soll Besucherinnen und Besuchern ab 2025 wieder zugänglich sein.“

Die „Conference of European Rabbis“ (CER) ist die wichtigste orthodoxe Rabbinervereinigung in Europa. Sie vereint mehr als 700 religiöse Führer der wichtigsten Synagogengemeinschaften in Europa. Sie wurde 1956 auf Initiative des britischen Oberrabbiners Sir Israel Brodie gegründet. Die CER tritt für die religiösen Rechte der Juden in Europa ein. So verteidigt die Rabbiner-Konferenz auch das Recht auf rituelle koschere Schlachtung und auf die Beschneidung. Sie fungiert auch als rabbinische Behörde, mit Expertenausschüs-

sen zur Zertifizierung von Konversionen und zur Umsetzung der Kaschrut-Gebote. Alle zwei Jahre kommen die in der CER organisierten Rabbiner zu einer Generalversammlung zusammen. Die 32. Sitzung stand unter dem Motto „Rabbinical Leadership in Times of Pandemic and War – Serving G-d and Community in a New Reality“. Rund 400 Rabbiner sowie religiöse und politische Entscheidungsträger aus Europa, den USA und Israel kamen nach München, um sich über aktuelle Herausforderungen für die jüdischen Gemeinden auszutauschen. Der Freistaat Bayern förderte die Durchführung der Generalversammlung finanziell, und die Aktion „Welcome a Rabbi“ war ein Gemeinschaftsprojekt der CER mit dem bayerischen Kultusministerium. *bere.*

Jüdische Akademie

FRANKFURT. Der Zentralrat der Juden in Deutschland baut in Frankfurt eine Jüdische Akademie. Während die Bauarbeiten für die neue Bildungseinrichtung in Bockenheim noch bis 2023 andauern, haben die Goethe-Universität und der Zentralrat der Juden eine künftige Kooperation auf den Weg gebracht. Dazu ist im Mai ein „Memorandum of Understanding“ unterzeichnet worden.

Die Universität und die Jüdische Akademie werden also in Zukunft eng kooperieren. Damit knüpft die bei ihrer Gründung 1914 von jüdischen Bürgern maßgeblich finanzierte und von vielen jüdischen Dozenten geprägte Stiftungsuniversität ebenso an ihre Tradition an wie die Jüdische Akademie an die Tradition des von Franz Rosenzweig Anfang der 1920er Jahre gegründeten „Freien Jüdischen Lehrhauses“, das viele Berührungspunkte mit der Frankfurter Universität hatte. Die Unterzeichnung eines „Memorandums of Understanding“ soll den Grundstein legen für gemeinsame wissenschaftliche Projekte.

„Die jüdische Akademie wird in vielerlei Hinsicht eine Bereicherung für den Bildungsstandort Frankfurt und das Rhein-Main-Gebiet sein. Die Goethe-Universität fühlt sich der Akademie nicht nur aufgrund ihrer eigenen Geschichte zutiefst verbunden; vor allem fachliche Synergien liegen auf der Hand. Kaum ein anderer Hochschulstandort in Deutschland weist eine solche Fächervielfalt mit Perspektive auf das Judentum auf“, formulierte Uni-Präsident Prof. Enrico Schleiff bei der Unterzeichnung des Dokuments auf dem Campus Westend. Die Goethe-Universität mit ihrem starken Fokus auf jüdische Religionswissenschaft, -philosophie und Judaistik sei ein ausgezeichnete Partner dieser neuen Institution, eine fruchtbare und dauerhafte Kooperation liege in beiderseitigem Interesse. „Mit der Jüdischen Akademie wollen wir die gesellschaftlichen Debatten in unserem Land um die jüdische Perspektive bereichern. Zugleich soll die wissenschaftliche Arbeit zu jüdischen Themen verstärkt werden. Daher

ist die Kooperation mit der Goethe-Universität ein zukunftsweisender und überaus wertvoller Schritt“, sagte Dr. Josef Schuster, der Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland.

Ein intellektueller Anziehungspunkt für Juden aus Deutschland, aber auch für Mitglieder anderer Religionsgemeinschaften – das soll die Jüdische Akademie werden.

„Die Akademie wird sich in ihrer Arbeit für aktive Toleranz und das gleichberechtigte Miteinander von Kulturen einsetzen“, sagte Prof. Doron Kiesel, einer der beiden Gründungsdirektoren der Jüdischen Akademie. „Zugleich wollen wir ein aufgeklärtes Judentum vermitteln, in dem verschiedene Traditionen ihren Platz haben. Es ist wichtig, jüdischen Menschen eine Identität in der Moderne zu vermitteln“, betonte Sabena Donath, die zweite Gründungsdirektorin.

Die Kooperation beginnt nicht im leeren Raum. Schon mit der Bildungsabteilung des Zentralrats der Juden, aus der nun die Akademie hervorgeht, gibt es Berührungs-

punkte zur Goethe-Universität. Der evangelische Theologe und Judaist Prof. Christian Wiese hat bereits mehrere Tagungen in Kooperation mit der Bildungsabteilung organisiert, etwa über das jüdische Frankfurt oder über das Ende der Zeitzeugenschaft. Ein weiteres gemeinsames Projekt steht vor dem Start: Das hessische Synagogengedenkbuch wird in enger Zusammenarbeit mit der Bildungsabteilung des Zentralrats und dem Jüdischen Museum Frankfurt erstellt. Die Bestände der Goethe-Universität stehen der Akademie offen. Die Judaica- und Hebraica-Sammlung der Universitätsbibliothek ist die größte Sammlung dieser Art in Deutschland und zählt weltweit zu den bedeutendsten. Auf Grund ihrer Größe und der Qualität ihres Bestandes ermöglicht sie die Erforschung der jüdischen Kultur aus nahezu allen Perspektiven. Gegenstand eines Forschungsprojekts wird auch die Forschungs- und Lehrmittelsammlung zum Thema „Erziehung nach Auschwitz“ sein.

Bei der Unterzeichnung am Campus Westend sprachen u.a. die Historikerin Prof. Birgit Emich über die Initiative „Dynamiken des Religiösen“ mit dem Fokus auf Jüdische Studien und der Judaist Prof. Christian Wiese über die Kooperation

FÜRTH. Bis zum 26. Februar 2023 zeigt das Jüdische Museum Franken in Fürth die Ausstellung „Der Garten des (nicht) Vergessens – Unutma Bahçesi“. Die künstlerische Forschungsarbeit von Dilşad Aladağ und Eda Aslan thematisiert in deutscher und türkischer Sprache ein vergessenes Kapitel deutsch-türkischer Geschichte: Das Exil deutsch-jüdischer Akademiker in Istanbul.

Die türkischen Kuratorinnen stellen mit ihrer Arbeit das Leben und Werk des



Das Ausstellungsplakat.

© Jüdisches Museum Franken



Zentralratspräsident Dr. Josef Schuster (li.) und Unipräsident Prof. Dr. Enrico Schleiff mit der unterzeichneten Urkunde.
Foto: Uwe Dettmar

zwischen der Goethe-Universität und der Universität Tel-Aviv. Uwe Becker, Beauftragter der Hessischen Landesregierung für Jüdisches Leben und den Kampf gegen Antisemitismus und Staatssekretär

für Bundes- und Europaangelegenheiten in Hessen, und Dr. Ina Hartwig, Dezentralistin für Kultur und Wissenschaft der Stadt Frankfurt, begrüßten die Kooperationserklärung in ihren Statements.

Exil Istanbul

Fürther Botaniker Alfred Heilbronn in den Mittelpunkt. Er errichtete nach seiner Flucht vor den Nazis 1935 den Botanischen Garten in Istanbul. Damit erinnern sie gleichzeitig an die Reformen Mustafa Kemal Atatürks und an Istanbul als neue Heimat für viele von den Nazis verfolgte deutsche Juden.

Alfred Heilbronn wurde 1885 in Fürth als Sohn des Spiegelglasfabrikanten Leo Heilbronn geboren. Nach seinem Abitur studierte er Naturwissenschaften in München, wo er 1909 in Botanik, Physik und Chemie promoviert wurde. 1913 wurde er Lehrstuhlvertreter für Botanik an der Universität Münster, wo er den Botanischen Garten plante und führte. Um die Kunsthistorikerin und Lehrerin Magda Detmer 1913 heiraten zu können, konvertierte er auf Wunsch der Brautfamilie vom Judentum zum Protestantismus. 1921 wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt.

Nach 1933 wurde Heilbronn von der Flüchtlingsorganisation „Notgemeinschaft deutscher Wissenschaftler im Ausland“ eingeladen, eine Professur für Pharmazeutische Botanik und Genetik in Istanbul anzunehmen. Heilbronn's Forschungsschwerpunkt war die damals vielversprechende Genetik und die Heilpflanzenkunde. Diese Spezialisierung war es, die ihm den Ruf an die Universität in Istanbul brachte und ihn schließlich rettete. Mit dem österrei-

chisch-deutschen Botaniker Leo Braun gründete er das Botanische Institut, und 1935 legte er den Botanischen Garten der Universität Istanbul an.

1955 kehrte Alfred Heilbronn im Alter von 70 Jahren nach Münster zurück, wo er an der Universität als Emeritus beschäftigt wurde. Alfred Heilbronn starb am 17. März 1961 im Alter von 76 Jahren, und der Botanische Garten hielt sein Andenken viele Jahre wach. Heilbronn steht exemplarisch für das Schicksal vieler jüdischer Akademiker und Künstler, die nach ihrem Exil vergessen wurden. *bere.*



Alfred Heilbronn um 1935, Botanisches Institut Istanbul.
© Kurt Heilbronn

Cem Özdemir erhält Leo-Baeck-Preis

BERLIN. Der Zentralrat der Juden in Deutschland verleiht in diesem Jahr seine höchste Auszeichnung, den Leo-Baeck-Preis, an den Bundesminister für Landwirtschaft und Ernährung Cem Özdemir. Die Laudatio zur Preisverleihung am 20. Oktober 2022 in Berlin hält die Schriftstellerin Ronya Othmann.

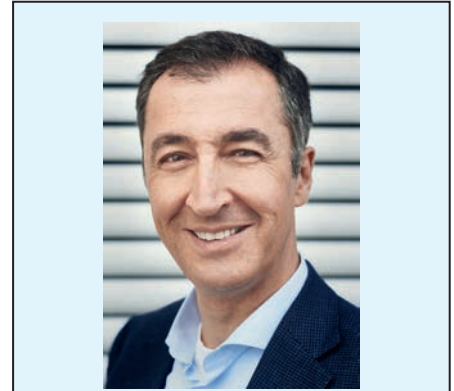
Cem Özdemir wird für sein langjähriges, herausragendes Engagement für ein liberales und aufgeklärtes Deutschland ausgezeichnet. Sein Einsatz gegen Antisemitismus und sein Einstehen für die jüdische Gemeinschaft und den Staat Israel sind dabei ebenso zu würdigen wie sein Bekenntnis zur freien Religionsausübung.

„Cem Özdemir steht für ein modernes, zukunftsgerichtetes und weltoffenes Deutschland. Mit großem Engagement setzt er sich für die jüdische Gemeinschaft ein und wendet sich beherzt gegen jeden Antisemitismus – auch wenn dieser sich ein Tarnmäntelchen der Kritik am Staat Israel übergeworfen hat“, erklärte Zentralratspräsident Dr. Schuster. „Dabei vergisst Cem Özdemir die historische Verantwortung Deutschlands nicht. Für die jüdische Ge-

meinschaft ist die grundgesetzlich verbrieft Religionsfreiheit ein hohes Gut. In Zeiten, in denen wir erleben, wie die ungestörte Religionsausübung mitunter in Frage gestellt wird und das Einstehen für die freie religiöse Entfaltung vielen nicht mehr wichtig erscheint, beweist Cem Özdemir Haltung.“

Der Landwirtschaftsminister ist auch stellvertretender Vorsitzender des Vereins „Gegen Vergessen – Für Demokratie“ und ehrenamtliches Mitglied im Beirat des Berliner Büros des „American Jewish Committee e.V.“ (AJC).

Mit dem Leo-Baeck-Preis, der an den Rabbiner Leo Baeck erinnert, ehrt der Zentralrat Persönlichkeiten, die sich in herausragender Weise um die jüdische Gemeinschaft verdient gemacht haben. Zu den bisherigen Preisträgern gehören die Bundespräsidenten a.D. Richard von Weizsäcker (1994), Roman Herzog (1998) und Christian Wulff (2011), Bundeskanzlerin a.D. Angela Merkel (2007) und andere Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens. 2019 erhielt der Vorstandsvorsitzende der Axel Springer SE, Dr. Mathias Döpfner, den Preis. bjj



„Wer in Deutschland lebt und Teil dieser Gesellschaft ist, wer das Land verstehen will, muss den Nationalsozialismus und den Holocaust kennen – wie es Bundespräsident von Weizsäcker gesagt hat: nicht im Sinne von Schuld, sondern von Verantwortung. Dabei spielt es keine Rolle, woher die eigenen Vorfahren stammen. In diesem Punkt gibt es eine Gemeinsamkeit, die Deutsche und Zugewanderte bzw. ihre Nachfahren teilen können und müssen.“

Cem Özdemir

B. Honigmann ausgezeichnet

MÜNCHEN. Die Schriftstellerin Barbara Honigmann hat im Mai vom bayerischen Kunstminister Markus Blume den Jean-Paul-Preis für ihr Lebenswerk erhalten. Zur Auszeichnung im Schloss Nymphenburg erklärte Blume: „Was für ein vielschichtiges ‚Erlebenswerk‘! Ich freue mich sehr, Barbara Honigmann mit dem Jean-Paul-Preis für ihr Lebenswerk auszuzeichnen.“ Honigmann sei eine Erinnernde, die in ihren Werken mit feinsinnigem Humor und wenn nötig, offen und direkt, Erlebnisse aus ihrer eigenen deutsch-jüdischen Biografie literarisch verarbeitet. „Sie vermittelt so mit viel Einfühlungsvermögen und historischer Sensibilität ein differenziertes Bild jüdischer Identität in Deutschland und Europa. Ihre Bücher sind gleichermaßen Literatur und Geschichtsschreibung und bilden in ihrer Gesamtheit betrachtet eine eigene Chronik des 20. Jahrhunderts“, betonte Blume.

Barbara Honigmann, 1949 in Ostberlin geboren und seit den 1980er Jahren in Straßburg zu Hause, zählt zur „zweiten Generation“ jüdischer Familien, die den Holocaust überlebt haben. Ihre Eltern Alice Kohlmann, auch bekannt als Lizzy Kohlmann, und Georg Honigmann überstanden die Zeit des Nationalsozialismus als Emigranten im britischen Exil und kehrten 1947 nach Berlin zurück, um den Aufbau eines neuen Deutschlands zu unterstützen. Honigmann studierte von

1967 bis 1972 Theaterwissenschaft an der Humboldt-Universität. Anschließend war sie als Dramaturgin und Regisseurin in Brandenburg und an der Volksbühne sowie am Deutschen Theater in Ost-Berlin tätig. Seit 1975 ist sie freie Schriftstellerin. 1984 verließ sie die DDR. Barbara Honigmann wurde vielfach ausgezeichnet, zuletzt mit dem Ricarda-Huch-Preis (2015), dem Jakob-Wassermann-Literaturpreis (2018) und dem Literaturpreis der Stadt Bremen (2020). In JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN vom 12. April 2022 findet der Leser eine Rezension des Bu-

ches „Unverschämt jüdisch“ von Barbara Honigmann.

Der Jean-Paul-Preis des Freistaates Bayern wird alle zwei Jahre, in diesem Jahr zum 20. Mal, verliehen. Der Freistaat würdigt damit das literarische Gesamtwerk eines deutschsprachigen Schriftstellers. In diesem Jahr wurde die Dotierung von 15.000 Euro auf 20.000 Euro erhöht. Unter den bisherigen Preisträgern waren Friedrich Dürrenmatt, Botho Strauß, Hermann Lenz, Brigitte Kronauer, Petra Morsbach, Alexander Kluge und Ursula Krecchel. bere.



Die Schriftstellerin Barbara Honigmann (re) erhält von Staatsminister Markus Blume den Jean-Paul-Preis, Foto: Bayerische Staatsregierung.

Margot Friedländer

BERLIN. Die Holocaust-Überlebende Margot Friedländer hat am 25. Mai die Ehrendoktorwürde der Freien Universität Berlin erhalten. Die Auszeichnung wurde im Rahmen einer feierlichen Veranstaltung im Henry-Ford-Bau der Freien Universität Berlin verliehen. Vorgeschlagen worden war die Ehrung der 100-Jährigen durch den Fachbereich Geschichts- und Kulturwissenschaften.

Margot Friedländer musste lachen, als der Historiker Professor Paul Nolte sie zum ersten Mal mit ihrem neuen Dokortitel anspricht. Nicht nur Paul Nolte und der Geschichtsstudent Vincent Bruckmann, die mit Friedländer für ein Podiumsgespräch auf der Bühne sitzen, lachen in diesem Moment einfach mit, auch das Publikum im beinahe vollbesetzten Auditorium stimmt mit ein. Kurz zuvor ist der 100-jährigen Holocaust-Überlebenden Margot Friedländer die Ehrendoktorwürde der Freien Universität Berlin verliehen worden. Und dieser Augenblick, in dem Margot Friedländer eine Verbindung zu den Zuschauern schafft, unterstreicht die Kraft ihrer zentralen Botschaft: „Seid Menschen!“

„Tief bewegt“ sei sie über die Ehrung, hatte sie zuvor in ihrer Dankesrede gesagt. Sie erinnerte an ihre Mutter, die in Auschwitz ermordet wurde, und an deren letzte Botschaft an sie als Tochter: „Versuche, dein Leben zu machen.“ Friedländer resümierte: „Ich glaube, ich habe meine Mission in den vergangenen 13 Jahren mehr als erfüllt.“ 2010 entschied die damals 88-Jährige, aus den USA zurück in ihre



Empfang für Dr. Margot Friedländer.

Foto: Bernd Wannemacher

alte Heimatstadt Berlin zu ziehen. „Bei meinen Besuchen in der Stadt hatte ich bemerkt, wie viel mehr ich in Deutschland bewirken kann.“ Seitdem erzählt sie unermüdlich von ihrem Leben; bei Veranstaltungen, in Schulen und Talkshows.

Dieses Lebenswerk würdigte der Fachbereich Geschichts- und Kulturwissenschaften im Rahmen der feierlichen Veranstaltung mit der Verleihung des Titels „Doktor der Philosophie ehrenhalber“. Der Präsident der Freien Universität Berlin, Mathematikprofessor Günter M. Ziegler, wies in seiner Rede auf die Vielschichtigkeit von Margot Friedländers Lebenswerk hin: „Als Zeitzeugin leisten Sie etwas, das Wissenschaftlerinnen und Wissenschaft-

ler in dieser Form nicht leisten können. Lebensgeschichten wie Ihre erinnern uns an die Notwendigkeit, uns immer wieder mit unserer eigenen Geschichte auseinanderzusetzen“.

Dass Erinnern immer ein Gegenüber brauche, stellte die Kulturwissenschaftlerin Aleida Assmann in ihrer Laudatio für Margot Friedländer heraus. „Erinnerung ist Mitteilung, sie braucht die Nähe und das Interesse anderer Menschen.“ Lange sei die Erinnerung an den Holocaust an einer doppelten Mauer des Schweigens gescheitert: Die Überlebenden hätten vor der Unmöglichkeit gestanden, Worte für das Unsagbare zu finden. Zugleich seien sie in der Nachkriegszeit auf die Ignoranz ihrer Mitmenschen gestoßen.

So wie dieses bleierne Schweigen seit den 1990er Jahren durchbrochen worden sei, habe auch Margot Friedländer ihren Weg gefunden, zu erinnern und andere damit zu berühren. „Es gibt ihre Biografie mittlerweile in vielen Medienformaten“, sagte Assmann. „Dennoch bleibt jeder persönliche Auftritt von ihr für jeden ein besonderes Erlebnis.“

Der Student Vincent Bruckmann erzählte in der abschließenden Gesprächsrunde mit Margot Friedländer, wie stark der Eindruck war, den die Zeitzeugin auf ihn machte: „Ich erlebte sie bei einer Lesung in der Landeszentrale für Politische Bildung, und danach war es um mich geschehen. Sie sprach tatsächlich mein Herz und meinen Verstand an.“

Laudatio von Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier

Am 4. Juli 2022 erhielt Margot Friedländer auch den Walter-Rathenau-Preis. Wir dokumentieren hier nachfolgend die Laudatio von Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier. *bere.*

„Es ist für Euch. Es ist für die Menschen.“ Was für ein Satz, liebe Margot Friedländer. Liebe, verehrte Frau Friedländer, Sie bekommen heute den Preis verliehen, der der Erinnerung an einen großen deutschen Demokraten gewidmet ist: Walther Rathenau, den Feinde der Demokratie brutal ermordeten. Sehr geehrter Herr Jung, vielen Dank für die Einladung, die Laudatio auf die Preisträgerin zu halten. Ich freue mich und bin tief bewegt, heute hier sprechen zu dürfen.

Erst vor wenigen Tagen, am 24. Juni, jährte sich die Ermordung von Walther Rathenau zum hundertsten Mal, und wir haben gar nicht weit von hier, im Deutschen Historischen Museum, dieses großen Politikers, Publizisten und Industriellen gedacht. Walther Rathenau war nicht nur ein ungemein kluger, er war ein unendlich vielseitig begabter Mann, künstlerisch, publizistisch, als Unternehmer. Und er war noch etwas: ein deutscher Jude, ein jüdischer Deutscher.

Ein Leben lang, so schreibt die israelische Historikerin Shulamit Volkov in einer klugen Biografie über Walther Rathenau, ein Leben lang versuchte er, die deutsche und die jüdische Identität miteinander in Einklang zu bringen. Ganz zu Hause fühlte

er sich weder in der einen noch in der anderen Identität. „Sein Leben“, schreibt Volkov, „kann auch [...] so gesehen werden, dass es die Quintessenz der deutsch-jüdischen Geschichte enthält.“ Diese Zerrissenheit prägte Rathenaus Leben und das vieler anderer jüdischer Deutscher. Viele von ihnen waren erfolgreich in Wirtschaft, Kultur, Medien. Aber das kommende Unheil warf bereits seine Schatten voraus, der Antisemitismus vergiftete das gesellschaftliche Klima zunehmend.

Auch im Preußen der Kaiserzeit blieben Juden noch immer viele Berufswege und Karrieren verwehrt. Rathenau, der selbst nicht einmal Reserveoffizier werden konnte, litt unter der Zurücksetzung, harderte damit, dass Juden immer noch Bür-

ger zweiter Klasse waren. In der ersten deutschen Demokratie bekannte sich Rathenau als Mitglied der neuen Deutschen Demokratischen Partei entschieden zu dieser Demokratie und diene ihr als Minister. Für seine Gegner, für seine Feinde aber war er die Inkarnation der angeblichen jüdisch-kapitalistischen Weltverschwörung. Rathenau wurde auf das Schlimmste verhöhnt, diffamiert, karikiert und bedroht, auch mit dem Tod. Er wusste, in welcher Gefahr er war. Nur zwei Monate vor seinem Tod flehte ihn Albert Einstein geradezu an, von seinem Amt als Außenminister zurückzutreten, um sich selbst, aber auch andere Juden nicht zu gefährden. In den Jahren zuvor waren schon mehrere prominente jüdische Politiker ermordet worden, Gustav Landauer, Rosa Luxemburg, Kurt Eisner. Überzeugen konnte Einstein ihn nicht.

Zu seinen Feinden, das muss hier leider auch gesagt werden, gehörte ein hochrangiger Vertreter der Deutschen Bank, der einstige Vizekanzler des Kaiserreiches, der Deutschnationale und glühende Antisemit Karl Helfferich, der eine hasserfüllte Hetzkampagne gegen die sogenannten „Erfüllungspolitiker“ und „Novemberverbrecher“ entfachte. Er griff Rathenau noch am Vortag von dessen Ermordung im Reichstag auf das Übelste an. Er gehörte zu denen, die den Boden bereiteten für das politische Klima des Hasses und der Gewalt, dem auch Walther Rathenau zum Opfer fiel.

Der Mord an Walther Rathenau war ein Angriff auf die Weimarer Demokratie. Er erschütterte die Republik. Im Reichstag hielt Reichskanzler Joseph Wirth eine hoch emotionale, eine aufrüttelnde Rede. Er endete mit den Worten, und sie richteten sich insbesondere an Karl Helfferich und die Deutschnationalen: „Da steht der Feind, der sein Gift in die Wunden eines Volkes träufelt. Da steht der Feind – und darüber ist kein Zweifel: dieser Feind steht rechts!“ Walther Rathenau war ein Märtyrer der deutschen Demokratie.

Sie haben selbst erlebt, was aus dem Hass der frühen 1920er Jahre erwachsen ist: Verfolgung, Terror, der millionenfache Mord an den europäischen Juden. Sie haben das Menschheitsverbrechen der Shoa erlebt. Sie haben überlebt. Sie wissen, welche Mahnung uns das Schicksal Walther Rathenaus aufgibt – ich werde darauf noch zurückkommen.

Liebe Frau Friedländer, heute die Laudatio auf Sie zu halten, ist mir eine große Freude und eine Ehre. Vor allem aber verspüre ich Dankbarkeit. Ich bin dankbar als Bundespräsident für das Wunder der Versöhnung, das Sie unserem Land geschenkt haben und jeden Tag aufs Neue schenken. Und ich bin persönlich zutiefst dankbar für die Freundschaft, die Sie mir



Laudator Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier. Foto: Bundesregierung/Steffen Kugler.

geschenkt haben. Ich habe es bei der Verleihung der Leo-Baeck-Medaille im vergangenen November in New York gesagt und sage es heute noch einmal: Ohne Menschen wie Sie wäre auch ich heute ein anderer.

Wir sind uns in den vergangenen Jahren immer wieder begegnet, zuletzt waren Sie bei einer Gedenkstunde zum 9. November mein Gast in Schloss Bellevue. Ihre Anwesenheit, Ihre Worte damals haben uns alle zutiefst bewegt. Sie sprechen zu hören, Sie zu erleben, das ist Ihr Geschenk an uns alle, die das Glück haben, Ihnen zu begegnen.

Vor allem ist es ein Geschenk an die, die Ihnen so sehr am Herzen liegen: die jungen Menschen in unserem Land. Nichts ist Ihnen wichtiger als sie, und Sie sagen ihnen: Es ist für Euch. Es ist nicht für mich. Ihnen erzählen Sie von dem Furchtbaren, das Sie selbst als junge Frau erlebt haben. Ihnen erzählen Sie von den ungeheuerlichen Verbrechen, die die Nationalsozialisten in ihrem Rassenwahn Ihnen und Ihrer Familie angetan haben. Nie erzählen Sie mit Bitterkeit, mit Wut, gar mit Anklagen. Mit Traurigkeit, das ja. Sie ist zu spüren. Aber die Menschen spüren vor allem Ihre Wärme, Ihre Zugewandtheit, Ihre ungeheure Kraft: Ihre Menschlichkeit. Sie berührt uns im Innersten.

Als Walther Rathenau, der erste jüdische Außenminister Deutschlands, im Juni 1922 ermordet wurde, waren Sie erst wenige Monate alt. Sie wurden hineingeboren in eine große jüdische Familie im Berlin der 1920er Jahre, in eine europäische Metropole, die geprägt war vom Aufbruch in die Moderne und deren kulturelles und geistiges Leben flirrte – das war Ihr erstes Leben. Sie wurden aber auch hineingeboren in eine Stadt, in der die Feinde der Demokratie diese immer mehr schwäch-

ten, eine Stadt, in der politische Gewalt erschreckend zunahm.

Ihre Kindheit beschreiben Sie als eine glückliche, in einer großen Familie, mit einem Sommerhaus am Scharmützelsee. Nach 1933 beginnt die Ehe Ihrer Eltern zu kriseln. Die Missstimmungen nahmen im selben Maße zu, wie die politische Lage bedrohlicher wurde, so schreiben Sie es in Ihrer Autobiografie. Der erste große Schmerz in Ihrem Leben ist die Trennung Ihrer Eltern.

Der Tag aber, an dem Ihr Leben zerfiel, dieser Tag ist der 20. Januar 1943. Es ist der Tag, an dem Sie mit Ihrer Mutter und Ihrem jüngeren Bruder fliehen wollten aus Deutschland. Es war zu spät. Ihr Bruder wird von der Gestapo verhaftet, und Ihre Mutter stellt sich der Polizei, um ihn nicht allein zu lassen. Sie sollten sie nie wiedersehen. Alles, was Ihnen Ihre Mutter hinterlässt, ist ihre Handtasche, eine Bernsteinkette – die ich Sie häufig tragen sehe – und eine Nachricht: „Versuche, dein Leben zu machen.“ Dieser Satz ist das Vermächtnis Ihrer Mutter. Sie haben ihn als Auftrag verstanden. Er wurde zu Ihrer Mission. Was mit Ihrer Mutter, mit Ihrem Bruder und Ihrem Vater geschah, das haben Sie erst viele Jahre später erfahren. Alle wurden in Auschwitz ermordet.

Im Kriegsjanuar 1943 sind Sie 21 Jahre jung – und tauchen unter. Es ist der Beginn Ihres zweiten Lebens. Wer liest, wer hört, welches Martyrium Sie in den folgenden Jahren durchleiden mussten, der ist zutiefst erschüttert. 15 Monate lang versteckten Sie sich in Berlin, und ja, es gab Menschen, die anständig waren, die Ihnen halfen. Mehrmals entgingen Sie nur knapp einer Verhaftung, bis Sie im Frühjahr 1944 verraten wurden. „Ich bin jüdisch“, das sagten Sie noch auf dem Weg zur Wache. Sie wurden deportiert, nach Theresienstadt, ein „Zwischenreich, nicht Leben, nicht Tod“. Dort trafen Sie Adolf Friedländer wieder, den Sie aus Berlin kannten und noch im Lager heirateten. Sie beide überlebten wie durch ein Wunder: Sie wollten leben.

Mit Adolf Friedländer teilten Sie nach der Emigration in die USA Ihr drittes Leben, ein erfülltes Leben. Nach Deutschland zurückzukehren, das kam nie in Frage. Nach Adolf Friedländers Tod begannen Sie zu schreiben, nachts, da sind die Gedanken tiefer, wie Sie sagen: „Erst nach dem Tod meines Mannes konnte ich anfangen, meine Geschichte zu erzählen.“ Die Erinnerungen kamen zurück, im und beim Schreiben. Es war dieser Prozess des Erinnerns, der schließlich dazu führte, dass das Undenkbare denkbar wurde: noch einmal Berlin zu besuchen und schließlich zurückzukehren. In jenes Berlin, in dem Sie gedemütigt, verfolgt, bedroht worden waren. Aber Berlin, das

war eben auch Ihre geliebte Heimatstadt, die Stadt, in der Ihnen die Menschen – und gerade die jungen – zuhörten. Die Stadt, in der Sie Ihre Mission zu erfüllen hatten. Und das mit 88 Jahren!

Welches Glück ist es für unser Land, dass Sie sich dazu entschieden haben zurückzukehren. Unermüdlich berichten Sie seither von Ihrem Schicksal, treten Sie ein für Demokratie und Menschenrechte, gegen Hass und jede Form von Antisemitismus und Menschenfeindlichkeit. Sie teilen Ihre Erinnerung mit uns, damit das, was geschehen ist, nicht wieder geschehen kann. Die Zukunft beginnt mit Erinnern, so hat es Aleida Assmann einmal formuliert.

Wir Deutsche wissen heute um die Bedeutung dieses Satzes: Ohne die Erinnerung an die Verbrechen, die von Deutschland ausgingen, an die Verbrechen, die Deutsche verübt haben, ist die deutsche Geschichte nicht zu begreifen. Die Erinnerung daran darf kein Ende haben, denn ohne sie haben wir keine Zukunft. Und: Erinnern braucht Erzählen, wie Aleida Assmann in ihrer wunderbaren Laudatio bei der Verleihung der Ehrendoktorwürde der Freien Universität Berlin an Sie sagte. Und genau das ist es, was Sie uns schenken: Erinnerung, indem Sie erzählen. Zukunft, indem Sie erinnern.

Wie aber erinnern wir uns, wenn es keine Zeitzeugen mehr gibt wie Sie? Das ist eine Frage, die Sie als eine der letzten Zeitzeuginnen umtreibt, und deshalb sind Sie auch beim Verein Zweitzeugen aktiv. Eine großartige Initiative von jungen Menschen, die die Erinnerung von Überlebenden der Shoa bewahren und weitergeben wollen – an Zweitzeugen. Natürlich wird nichts die Zeitzeugen ersetzen können. Aber ich bin sicher, dass das ein Modell für die Zukunft, für eine neue Form der Erinnerung und der Erinnerungspolitik ist. Wir tragen die Erinnerung weiter, damit wir eine Zukunft haben, das ist es, was diese jungen Men-

schen als ihre Aufgabe und ihre Verantwortung ansehen.

Wie wichtig das für unser Land, für unsere Demokratie ist, das erleben wir leider in den letzten Jahren, auch darüber muss ich heute sprechen. Ja, jüdisches Leben ist in den vergangenen Jahrzehnten wieder aufgeblüht in unserem Land, und dafür bin ich zutiefst dankbar. Sie sind Teil dieses vielfältigen jüdischen Lebens.

Aber es macht mich zornig, wie unverhohlen sich Antisemitismus in unserem Land wieder zeigt, auf der Straße, auf Schulhöfen, im Netz – ausgerechnet in unserem Land. Zutiefst erschüttert hat es mich, dass es in unserem Land möglich ist, dass ein Rechtsextremer am höchsten jüdischen Feiertag einen Anschlag auf eine vollbesetzte Synagoge verübt – ausgerechnet in unserem Land. Wie sehr wünschte ich, dass dieser Anschlag in Halle zu einer Wende geführt hätte. Aber Jüdinnen und Juden in Deutschland werden auch seither verhöhnt, herabgewürdigt, gewaltsam angegriffen. Das ist unerträglich! Unerträglich ist es auch, wenn Gegner der Corona-Politik sich als Verfolgte mit gelbem Stern inszenieren. Das ist eine Verhöhnung der Opfer der Shoa und eine Verharmlosung des Antisemitismus.

Wir erleben leider auch, wie in den letzten Jahren – gerade in der Zeit der Pandemie – der Ton in vielen unserer Debatten unversöhnlicher geworden ist, wie Hass und Verschwörungsmymen verbreitet werden, wie unsere Demokratie auch heute wieder angefochten wird. Ich sehe mit Sorge, dass sich bei den Protesten gegen die Corona-Politik auch Gegner der Demokratie sammeln, die nur ein Ziel haben: die Demokratie zu schwächen und auszuhöhlen. Und auch heute gibt es Gegner der Demokratie, die zur Gewalt greifen – ausgerechnet in unserem Land. Ich denke dabei an Kommunalpolitiker und Bürgermeisterinnen, die mir berichten, dass sie angegriffen werden und um ihr Leben fürchten. Ich denke dabei an

den Mord an Walter Lübcke und die Morde des NSU, an die grauenvollen Anschläge im Münchner Olympiazentrum und in Hanau. Wir wissen: Auch heute geht die größte Gefahr für unsere liberale Demokratie vom Rechtsextremismus aus – und damit sind wir wieder bei Walther Rathenau.

Ja, eine liberale Demokratie braucht die Debatte, sie braucht die Kontroverse, sie braucht den Streit. Aber die Grenze ist überschritten, wo Hass und Hetze verbreitet werden oder gar Gewalt angewandt wird. Das dürfen und das werden wir nicht hinnehmen! Solche Taten müssen mit aller Härte des Rechtsstaats geahndet werden. Der Rechtsstaat muss diejenigen schützen, die bedroht werden. Aber der Staat, das ist nur die eine Seite. Eine Demokratie braucht auch Bürgerinnen und Bürger, die für sie eintreten, die aufstehen und nicht gleichgültig wegschauen, wenn Menschen verhöhnt, diffamiert, bedroht werden. Die Demokratie braucht selbstbewusste mündige Bürgerinnen und Bürger, die wissen, welch kostbares Gut die Demokratie ist, und die bereit sind, sie zu schützen und zu verteidigen – vielleicht ist das die entscheidende Lehre des Mordes an Walther Rathenau.

Unsere Demokratie braucht Menschen wie Sie. Sie wissen, was geschehen kann, wenn sich zu wenige Bürgerinnen und Bürger zur Demokratie bekennen. Sie wissen, was Menschen einander antun können; was geschieht, wenn Menschen andere Menschen entmenschlichen. Sie geben dieses Wissen weiter. Wir müssen wissen, was geschehen ist, damit es nicht wieder geschieht, so hat es der große Primo Levi formuliert, und das ist auch Ihre Maxime.

Für dieses Wissen, das Sie uns schenken, für die Versöhnung, die Sie uns schenken, kann unser Land nicht dankbar genug sein. Beides ist eine Mahnung und eine Verpflichtung für uns alle. Nie wieder dürfen wir die jüdische Gemeinschaft im Stich lassen, das ist unsere Verantwortung, die bleibt, in der Gegenwart und in der Zukunft. Nicht nur Juden sind gefordert, die Stimme gegen den Judenhass zu erheben. Auch alle anderen, die keine Juden sind, müssen diesen Kampf führen. Was war, können wir nicht ändern, sagen Sie. Es ist für die Zukunft. Es ist für die Demokratie: Es ist für Euch. Seid Menschen! Das ist es, was Sie uns aufgeben, was Sie den nächsten Generationen mit auf den Weg geben. Seid Menschen! Liebe Margot Friedländer, ich danke Ihnen heute von ganzem Herzen für Ihre Menschlichkeit, für Ihren Einsatz für die Demokratie und für unser Land. Und ich weiß, dass ich für viele Menschen in unserem Land spreche. Ich danke Ihnen für das Geschenk der Versöhnung!



Von links: Laudatorin Prof. Aleida Assmann, Dr. Margot Friedländer, FU-Präsident Prof. Günter M. Ziegler. Foto: Bernd Wannemacher

Jüdische Wurzeln

Von unserer Frankreich-Korrespondentin Gaby Pagener-Neu

Eine bewegend erzählte persönliche Familiengeschichte erscheint in besonderem Maße dazu angetan, die Geschichte einer Region schlechthin eindrucksvoll zu veranschaulichen. Rundum gelungen ist ein solches Narrativ Ondine Debré, der Enkelin des ehemaligen Premierministers unter Charles de Gaulle, Michel Debré. Die von einer ins elsässische Westhoffen geflüchteten jüdischen Familie abstammende Regisseurin und Journalistin hat sich auf die Suche nach ihrer Vergangenheit begeben und diese zu einem Dokumentarfilm verarbeitet, der im Regionalprogramm des öffentlich-rechtlichen Senders France 3 ausgestrahlt wurde.

Im Herbst 2020 stirbt Ondines Vater, François Debré, ein renommierter Journalist und Schriftsteller. Die Trauerarbeit nimmt die Tochter zum Anlass, anhand von Fotos, Büchern und Dokumenten in das Familienarchiv einzutauchen. Und was sie dort entdeckt, unterscheidet sich dermaßen von ihrem gelebten Alltag, dass sie sich, von geweckter Neugier angestachelt, auf die Suche nach ihrer familiären Identität begibt.

Woher kommt eine solche Kluft zwischen ihren jüdischen, elsässischen und armen Wurzeln einerseits, und ihrer katholischen, bürgerlichen Pariser Realität andererseits? Weshalb hat ihre Familie die jüdischen Wurzeln totgeschwiegen? Bereits ihr Vater hatte damit begonnen, den Deckel vorsichtig zu öffnen. In einer überlieferten Tonaufnahme gibt er auf die Frage: „Man hat es Ihnen nicht verschwiegen?“ die Antwort: „Doch, man hat mit mir nie darüber gesprochen. Überrascht hat mich nicht die Tatsache an sich zu entdecken, sondern dass sie nie angesprochen worden war.“ So wurde das Unausgesprochene zu einer Art Geheimnis.

Ondine Debré begibt sich also nach Westhoffen im Departement Bas-Rhin auf die Spuren ihrer Vorfahren. Die Besonderheit dieses Dorfes und der anderen kleinen elsässischen Orte besteht darin, dass dort ein extrem reiches jüdisches Leben herrschte, wo heute nur noch phantomhafte Spuren zurückgeblieben sind, wie die Rabbinerin Delphine Horvilleur als eine der führenden Personen dieser existenziellen Recherche erklärt: „Ich glaube, dass wir alle uns die Frage nach unseren Wurzeln stellen sollten.“

Es ist der Historiker Jean-Pierre Lambert, mit dem Ondine diese vereinzelt Spuren entdeckt, die mehrere Generationen zurückreichen: zunächst in Westhoffen, wo sich ihr Vorfahre Moïse und seine Familie um 1780 niedergelassen hatten, dann im Nachbardorf Traenheim, wo um 1723 eine geheime Synagoge eingerichtet worden war. Zusammen suchen sie nach Abdruckresten von Mesusot an Haustürpfosten und auf dem jüdischen Friedhof. Dort findet Debré greifbare Spuren einiger ihrer entfernten Vorfahren.

Den Höhepunkt erreichen ihre Emotionen jedoch in den Archiven des Departements. Sie stößt dort auf ein Register, in dem ihr ursprünglich aus Bayern stammende Vorfahre Anchel Moïse Dabach ein Dokument unterzeichnet hat, das ihn, dem napoleonischen Dekret aus dem Jahre 1808 zufolge verpflichtet, einen französischen Familiennamen anzunehmen.

So wählt er den Namen Deprès, aus dem wenig später Debré wird, was dem Klang seines ursprünglichen Namens näherkommt. Er ändert selbst seinen Vornamen und nennt sich fortan Anselme Debré.

Nachdem die Juden 1791 die französische Staatsbürgerschaft erhalten, nehmen sie französische Namen an, zunächst ohne ihre religiöse Tradition und ihre Sitten

und Gebräuche aufzugeben. Anchels Enkel Simon Debré, Ondines Ur-Urgroßvater, 1854 in Westhoffen geboren, gilt als der Patriarch der Familie und wirkt ab 1888 als Rabbiner in Neuilly-sur-Seine nahe Paris, nachdem er seine Ausbildung teilweise an einer Würzburger Jeschiwa absolviert hatte. Außerdem soll Simon ein Buch über den jüdisch-elsässischen Humor verfasst haben.

Mit dem Umzug Simon Debrés vom Elsass nach Paris habe der Bruch mit dem Judentum seinen Anfang genommen. Zu diesem Schluss kommt die Reporterin und Regisseurin im Zuge ihrer Nachforschungen. Der Bruch, den Simons Sohn Robert, ihr Urgroßvater, in seiner Funktion als Kinderarzt vertieft und vollendet, die Integration in eine ihnen als Juden verschlossen gebliebene, bürgerlich-bourgeoise Gesellschaft. Es ist jedoch der Zweite Weltkrieg, welcher bei Robert und in der Folge bei Ondines Großvater Michel den Ausschlag für die Entscheidung geben wird, die jüdischen Wurzeln zu verleugnen.

Anstoß zu ihrem Dokumentarfilm, mit dem sie parallel die Geschichte ihrer Familie und die der elsässischen Juden erzählt, gab Ondine Debré auch die Begegnung mit Roger und Marcelle Cahn, den letzten noch in Westhoffen lebenden Juden. Im Vorspann bekennt sie, unabhängig von ihren familiären Wurzeln, bis zu ihrem kürzlichen Eintauchen wenig über die Welt des Judentums gewusst zu haben und gleichzeitig durch das Verleugnen eben dieser Wurzeln in ihrer Familiengeschichte eine große Leere zu empfinden. Sie fühle sich, wie sie im Film erklärt, erzogen von atheistischen Eltern, jedoch mit einer von Kirchen faszinierten baskischen Mutter, „als jüdische Katholikin oder katholische Jüdin, kulturell ein bisschen von beidem“.

Frankreich gegen Israel

Damit hatte niemand gerechnet. Im Halbfinale der U19-Fußball-Europameisterschaft am 28. Juni gewinnt Israel im slowakischen Dunajská Streda 2:1 gegen Frankreich, das folglich ausscheidet. Dass ein Außenseiter wie Israel einer etablierten Fußballnation wie Frankreich das Erreichen des Finales versperrt, gilt als die Überraschung des diesjährigen Turniers. Was den absoluten Favoriten im Halbfinale scheitern ließ, darüber streiten sich

die Geister in der Sportzeitung L'EQUIPE. War der Druck als Favorit zu stark? War die eigens für dieses Spiel gewählte Taktik ungeeignet und stiftete bei den Spielern Verwirrung?

Einig ist man sich jedenfalls darüber, dass die französische Verteidigung nicht auf der Höhe war. Zuerst unterlief Isaak Touré ein unglückliches Eigentor zum 1:0 für Israel, bevor Israels Mittelstürmer von Hapoel Tel Aviv, El Yam Kancepolsky, ein

unhaltbarer Kopfball in eine Ecke gelang. Trotz eines Anschlusstreffers waren „Les Bleuets“ nicht in der Lage, den Ausgleich zu schaffen, nicht zuletzt wegen der sehr gut organisierten israelischen Abwehr und des herausragenden Torhüters Tomer Zarfati.

So traf Israel unerwartet im Finale auf England als Gegner und verpasste den Europameistertitel knapp mit 2:1.

GPN

CRIF – Neuer Präsident

Yonathan Arfi ist der neue Präsident der jüdischen „Dachorganisation Conseil Représentatif des Institutions juives de France“ (CRIF) und löst damit Francis Kalifat ab, der den Posten acht Jahre bekleidet hat. Der mit 41 Jahren bisher jüngste Vorsitzende wurde im Juni bereits im ersten Wahlgang mit 149 Stimmen gegen 74 für seinen Konkurrenten Ariel Amar gewählt. Bereits seit langem Mitglied der Exekutive des CRIF und seit 2014 ihr Vizepräsident, besitzt und leitet Arfi mehrere Beratungsfirmen im Immobiliensektor.

„Es kommen Emotionen auf, aber es gibt auch das Bewusstsein für die Verantwortung, die der Präsident des CRIF in einer politisch besonders unruhigen Zeit trägt“, räumt der frisch Gewählte gegenüber der Presseagentur AFP ein. Und weiter: „Wir erleben eine Erstarkung der Extreme, auch und speziell von links, welche seit mehreren Jahrzehnten eine nie da gewesene Gefahr für Frankreichs Juden darstellt. So spiegelt der CRIF natürlich diese Ängste, aber auch den Kampf dagegen wider.“

Als politische Organisation, der mit etwa einer halben Million Mitgliedern größten



Der neue CRIF-Präsident Yonathan Arfi.

Foto: Clémence Demesme

jüdischen Gemeinschaft Europas, schließt der CRIF ca. 70 Institutionen ein, wie den Vereinigten Jüdischen Sozialfonds, den Verein jüdischer Studenten Frankreichs (UEJF) und die Alliance Israélite.

Yonathan Arfi wächst in einer aus Marokko und Algerien stammenden sefardischen Familie auf und verbringt seine Jugend in den Yvelines in der Nähe von Paris, wo er sich den jüdischen Pfadfindern anschließt. Während des Studiums an einer der renommiertesten Business Schools des Landes steht er dem Studentenverband vor. Seine Persönlichkeit, allen voran sein Kampfgeist, ist nach eigenen Aussagen stark durch seinen Großonkel Alfred Nakache geprägt. Der Auschwitzüberlebende wurde später zum olympischen Schwimmer, genannt der „Auschwitz-Schwimmer“.

Wie alle seine Vorgänger hat auch Arfi die klassischen Ziele im Blick, den Kampf gegen Antisemitismus und die Solidarität mit Israel. Neu ist, dass er den CRIF, wie er während seiner Wahlkampagne angekündigt hat, stärker gesellschaftlichen Themen öffnen will.

GPN

Die Kirchen und die Shoa

Welche Positionen vertraten die Kirchen gegenüber dem Holocaust? Diese Frage wurde und wird oft polemisch angegangen. Nicht so das Anliegen einer Ausstellung im Pariser Mémorial de la Shoah, die bis Februar 2023 zu sehen ist und zeigen will, dass die Antwort Nuancen berücksichtigen muss zwischen Stillschweigen, Protesten, zwischenmenschlicher Hilfe und aktivem Widerstand.

Unter dem Titel „In Gottes Gnaden, die Kirchen und die Shoa“ will die Präsentation „die Kontroversen darstellen und auflösen“, wie die Historikerin und Kuratorin Nina Valbousquet der Presseagentur AFP und der katholischen Zeitung LA CROIX erläutert. „Denn bis vor kurzem neigte die Geschichtsschreibung zu einer binären Herangehensweise“, ergänzt sie. Und weiter: „Vor allem fokussiert man sich zumeist auf die Polemik um Papst Pius den XII.“ Das Oberhaupt der katholischen Kirche wird beschuldigt, zu der Ermordung der 6 Millionen Juden geschwiegen zu haben, jedoch zugleich wird er von seinen Bewunderern vergöttert, welche in Erinnerung behalten, dass er mindestens 4.000 römische Juden versteckt hat.

So ziele die Ausstellung, in drei Hallen im Mémorial, darauf ab, „aufzuzeigen, dass die Frage weit über die binäre Position hinausgeht. Das sich daraus ergebende

Gesamtbild ist wesentlich differenzierter“, fügt Valbousquet hinzu. Thematisiert werden die drei christlichen Religionen in Frankreich und Europa. „Sei es die katholische, die evangelische oder die orthodoxe Kirche, es wird einem bewusst, dass keine von ihnen, auch und insbesondere aus zeitlicher Perspektive betrachtet, ein Monolith ist“, meint Caroline François, die zweite Kuratorin.

Sie erläutert ihre These am Beispiel Frankreichs. Bis 1942 sei die Leitung der französischen katholischen Kirche, welche die von Vichy praktizierte nationale Restauration unterstützte, zunächst in Bezug auf die zum Katholizismus konvertierten Juden für die jüdische Frage sensibilisiert worden, erklärt François. Die Kirche habe nicht begriffen, „dass die Ausgrenzung einer Gruppe zu ihrem sozialen Tod führt. Die Bewusstwerdung hat wirklich 1942 mit den ersten Razzien und der Verhaftung von Frauen und Kindern stattgefunden.“

So kann der Besucher der Ausstellung die Briefe von fünf Bischöfen lesen, die im Sommer 1942, nach der Massenverhaftung im Vel d'Hiv, an die Gläubigen des Bistums gerichtet sind. Darunter auch die Briefe des Erzbischofs von Lyon, Pierre-Marie Gerlier, und von Jules Saliège, dem Erzbischof von Toulouse. In diesen wäh-

rend der Messe verlesenen Botschaften verurteilen sie die Deportationen eindeutig. Zeitungsausschnitte belegen ebenso den Entschluss von einigen Pfarrern des Evangelischen Bundes in Frankreich, am 4. September 1942 in Kirchen einen Text zu lesen, der die Verfolgungen verurteilt und die Gläubigen zur Solidarität mit den Juden aufruft.

Weitere Dokumente veranschaulichen jedoch die eher willfährige Haltung des orthodoxen Klerus in Rumänien, während die bulgarische Geistlichkeit offen gegen die antisemitische Politik der Regierung protestiert. Schließlich bietet die Ausstellung bisher unveröffentlichte Unterlagen aus den Archiven des Vatikans, die erst seit 2020 Forschern zugänglich gemacht wurden. Sie betreffen das gesamte Pontifikat Pius des XII., hebt Caroline François hervor. Es handelt sich hierbei um diplomatische Korrespondenzen, interne Berichte und Mitteilungen, die unterschiedliche Denkweisen und Tendenzen belegen. „Man sieht sehr deutlich, dass der Vatikan nicht monolithisch ist“, versichert sie abermals. „Man versteht die Faktoren besser, welche Pius den XII. dazu veranlasst haben zu schweigen und den Willen der meisten Verwalter des Vatikans, ein neutraler Staat zu bleiben“, fügt Madame Valbousquet hinzu. GPN

Premierministerin Élisabeth Borne

Die zweite Premierministerin von Frankreichs V. Republik, Élisabeth Borne, im Zuge von Präsident Macrons Kabinetts-umbildung nach dessen Wiederwahl im April dieses Jahres ernannt, steht laut eigener Aussage der jüdischen Gemeinschaft besonders nahe. Zurückzuführen ist diese Verbundenheit auf ihren familiären Hintergrund. Bornes Vater entstammt einer russisch-jüdischen Familie, die 1939 von Belgien nach Frankreich flüchtete und der, wie die Presseagentur AFP berichtet, Widerstandskämpfer im Zweiten Weltkrieg war und 1944 nach Auschwitz deportiert wurde. Als Widerstandskämpfer hat er als Mitglied der zionistischen Jugend in der Gegend von Grenoble agiert. Der Webseite ajpn.org (Anonyme, Gerechte und Verfolgte in den französischen Kommunen während des Zweiten Weltkrieges) ist zu entnehmen, dass der Vater der Spitzenpolitikerin unter dem Namen Joseph Bornstein 1924 im belgischen Antwerpen zur Welt kam. Nach der Befreiung

des Lagers ist er demnach am 11. April 1945 nach Frankreich zurückgekehrt. Erst 1950 eingebürgert, nahmen Joseph und seine Ehefrau Marguerite den Namen Borne an. Das Ehepaar betrieb ein pharmazeutisches Labor.

Gegenüber der Tageszeitung LIBERATION erklärt seine Tochter, 61, dass sie bewegt war, als sie als Präfektin erstmals einem Aspiranten die Einbürgerungsurkunde überreichte. „Dass ich, die Tochter eines staatenlosen Flüchtlings, der erst 1950 Franzose wurde, diese Zeremonie ausführte, das sagt etwas über die Integration aus.“

Der Großvater der Ministerin, Zelig, wurde zusammen mit seinem jüngsten Sohn Albert nach der Ankunft in Auschwitz vergast, während ein weiterer Onkel, Isaac Borne, ebenfalls Widerstandskämpfer, das Lager Buna mit Joseph überlebte. Die ihr Privatleben betreffend als zurückhaltend geltende Premierministerin, geschieden und Mutter eines Sohnes, Nathan, hat sich

2021 im Rahmen eines Interviews mit dem Radiosender der jüdischen Gemeinden, RADIO J., zu ihrem Judentum bekannt. „Es ist eine Gemeinschaft, welche die meine ist, die an der Geschichte der Republik beteiligt war und der dort ihren Platz gebührt.“

Die Ernennung Elisabeth Bornes als Premierministerin und ihr Einzug ins Palais Matignon, Residenz der Regierungschefs, hat mehrere antisemitische Posts in den sozialen Medien ausgelöst, demgegenüber Joël Mergui, Präsident des Konsistoriums, sowie der Vorsitzende der Dachorganisation CRIF, ihr gratuliert haben. Auch eine weitere Spitzenposition wird seit kurzem von einer jüdischen Frau besetzt. Die 51-jährige Anwältin Yaël Braun-Pivet, deren Großeltern in den 1930er Jahren im Zuge der slawischen Einwanderungswelle mit Touristenvisa nach Frankreich einreisten, wurde im Juni als erste Frau zur Parlamentspräsidentin gewählt.

GPN

Nachruf Elie Buzyn

Elie Buzyn, einer der letzten Auschwitz-Überlebenden und Vater der ehemaligen Gesundheitsministerin Agnès Buzyn, ist im Mai im Alter von 93 Jahren verstorben. Mit 15 Jahren deportiert, war er als einziger Überlebender seiner Familie ein unermüdlicher Zeitzeuge. Buzyn wurde 1929 in Łódź geboren. 1940 wird er dort mit seiner Familie im „Ghetto Litzmannstadt“ interniert. Seine Bar Mitzwa kann er dort noch mit seinen Eltern und Geschwistern feiern. Im März desselben Jahres jedoch wird sein damals 28-jähriger Bruder Avram vor seinen Augen von Nazis erschossen.

Als Elie Buzyn 1944 nach Auschwitz verschleppt wird, raten ihm seine Leidensgenossen, der SS sein Alter mit 17 anzugeben, was ihm das Leben rettet. Er wird zur Zwangsarbeit eingezogen, während seine Eltern ermordet werden und seine Schwester die Hölle des Lagers nicht überlebt. An Typhus erkrankt, hat er das

Glück, an einen Arzt zu geraten, der den Zeugen Jehovas angehört, denn die Nazi-Ärzte „praktizieren“ nicht in den Blocks, wo ansteckend Kranke liegen, aus Angst, sich selbst zu infizieren. Und in den anderen Blocks liegt die Todesrate bei 90%, da dort nicht behandelt, sondern an den Patienten experimentiert wird.

Im Januar 1945 schickt man Elie auf den Todesmarsch Richtung KZ Buchenwald in Thüringen. Als man ihm auf der Krankenstation seine beiden erfrorenen Füße amputieren will, rät ihm ein anderer Deportierter zu einem Wechselbad zwischen eiskaltem und kochend heißem Wasser, so übersteht er die schweren Kälteverbrennungen. „In den Lagern war unser Überleben stets eine Frage des Zufalls“, hat Buzyn einmal berichtet. Die Erfrierungsepisode sollte nicht ohne Konsequenzen für seine spätere Berufswahl bleiben. Doktor Buzyn wurde orthopädischer Chirurg. Nach drei Monaten in Buchenwald gehört

er zu den 426 auserwählten Kindern, welche von einer Hilfsorganisation in Frankreich aufgenommen werden. So verschlägt es den Überlebenden in das Land, in dem er sich einrichten wird.

Etwa ein halbes Jahrhundert hat es gedauert, bis Elie Buzyn sich überwinden konnte, über das Erlebte zu sprechen und zum bedeutenden Zeugen der Shoa zu werden. „Nach dem KZ war es die Rückkehr ins Leben, die wir suchten. Und das bedeutete, nicht über die Verschleppung zu sprechen“, erklärte er. Zu dem Versuch, die Vergangenheit hinter sich zu lassen, gehörte u.a. auch, dass Buzyn sich seine Häftlingsnummer am Arm entfernen ließ. Dennoch kehrte er in den 90er Jahren in Begleitung seiner Kinder an die Stätten des Schreckens zurück. Das, was er so vielen jungen Franzosen in Vorträgen vermittelt hatte, wollte er auch seinen eigenen Kindern selbst vor Augen führen.

GPN

Französische Juden besorgt

Frankreich ist laut einem im Rahmen eines Treffens der Europäischen Jüdischen Vereinigung EJA veröffentlichten Index, der zwölf europäische Länder miteinander vergleicht, dasjenige, in welchem sich die jüdische Gemeinschaft am wenigsten sicher fühlt, und dies trotz der zahlreichen und gezielten von staatlicher Seite getroffenen Maßnahmen.

Wie die Presseagentur AFP und die Tageszeitung LE FIGARO berichten, bewertet dieser Index, erstellt aufgrund von Um-

fragen und Studien, „jüdische Lebensqualität“ aufgeteilt in vier Kategorien: das von der jüdischen Gemeinschaft empfundene Sicherheitsgefühl, das Verhalten der Bevölkerung gegenüber Juden, Antisemitismus und schließlich der Leistungsumfang der Regierung. Dazu gehören Statistiken über antisemitische Vorfälle, Holocaust-Gedenkstätten, die Höhe des für die Sicherheit jüdischer Gebäude und Kultstätten bestimmten Budgets, Freiheit in der Religionsausübung und Bewahrung

jüdischer Praktiken wie Beschneidung und Schächten.

Durchgeführt wurden die Studien anhand einer Stichprobe von 16.000 europäischen Juden von dem Londoner Institute for Jewish Policy Research gemeinsam mit der European Union Agency for Fundamental Rights. Ersichtlich wird nach der Auswertung, dass Frankreich, mit knapp 500.000 Juden Europas größte Gemeinde, den 10. Platz belegt. Auf den ersten Plätzen liegen Italien und Ungarn. Eine der über-

raschenden Schlussfolgerungen sei, so Daniel Staetsky, Autor des Index und Statistiker am Institute for Jewish Policy Reserach, gegenüber der AFP, „dass Frankreich, was die vom Staat getroffenen Maßnahmen betrifft, eine hohe Punktzahl, 83 von 100, erreicht“. Trotzdem gibt ein Großteil der jüdischen Community an, um ihre Sicherheit zu bangen. Beim Sicherheitsempfinden kommt das Land nur auf 31 von 100 Punkten. Das subjektive Emp-

Frankreich hat seine erste Soferet. Die Tora-Schreiberin Ermeline Vicaire, eine 50-jährige ehemalige Buchhändlerin, kalligraphiert seit kurzem Pergamentrollen jüdischer Kultgegenstände und restauriert Torarollen. Stolz präsentiert sie einem Journalisten der Tageszeitung LE MONDE ihr Köfferchen mit dem wertvollen, täg-

Marine Le Pen wird den Schatten ihres Vaters, Jean-Marie Le Pen, nicht los. Obwohl die Parteichefin des „Rassemblement National“, kurz RN, und Präsidentschaftskandidatin bei der Stichwahl gegen Emmanuel Macron, ihren Erzeuger und Gründer der Vorgängerpartei „Front National“ aus ihrer Partei ausgeschlossen und sich selbst sowie ihr Programm gründlich „modernisiert“ hat, haftet ihr noch das rechtsextreme Image an. Jean-Marie Le Pen war für seine antisemitischen und revisionistischen Äußerungen berüchtigt. Vor allem die in Israel lebenden Franzosen lehnen Le Pen, die in der Stichwahl mit über 41% ihr bisher bestes Ergebnis erzielte, ab. Während 50% von ihnen im ersten

finden stimmt demnach nicht unbedingt mit den objektiven Fakten überein. Als mögliche Ursachen für die Besorgnis werden die antisemitischen Terroranschläge, wie das Blutbad in einer jüdischen Schule 2012 in Toulouse oder der Angriff auf den koscheren Supermarkt Hypercasher im Pariser Osten 2015, angeführt. Was man ferner durch die Studie erfährt: In Dänemark fühlt sich die Bevölkerung am besten geschützt. Ungarn

Erste Soferet

lich benutzten Werkzeug: eine dicke, weiße und gespitzte Gänsefeder, ein Fadenknäuel und ein Fläschchen aus gefärbtem Glas. „Diese pflanzliche Tinte besteht aus Nussbranntwein und Eisensulfat“, erklärt die Schreiberin in ihrem Atelier, das lediglich mit einer schräggestellten Arbeitsfläche und einer flexiblen Bürolampe ausgestat-

Israels Franzosen

Wahlgang für den wesentlich extremeren Eric Zemmour (siehe auch JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN vom 12. April 2022) stimmten, übertrugen sie ihre Stimmen nicht auf den RN, wozu Zemmour selbst aufgerufen hatte, sondern mit überwältigender Mehrheit auf den Amtsinhaber Emmanuel Macron. Der hat im Wahlkreis Tel Aviv bei der Stichwahl 85,8% der Stimmen erzielt, gegenüber 30% im ersten Wahlgang, aus welchem Eric Zemmours Partei „Reconquête“ (Rückeroberung) mit 55% als Sieger hervorgegangen war, weit vor Marine Le Pen mit nur 3%. „Ich war enttäuscht, dass Eric Zemmour dazu aufgerufen hat, Le Pen zu wählen“, bekennt Karine Cohen gegenüber der Nach-

erzielt das beste Ergebnis in der Kategorie Antisemitismus, während Belgien, auch was die unternommenen Aktionen zugunsten seiner jüdischen Bürger angeht, den Klassenletztgen abgibt. Laut den Angaben der EJA haben an dem Treffen, das im Juni in Budapest stattfand, rund 250 Personen teilgenommen, davon 120 Repräsentanten und Führungspersonlichkeiten der jüdischen Gemeinden Europas. GPN

richtigenagentur AFP. „Früher“, ergänzt sie, „stellten die Schreiber ihr gesamtes Material, bis hin zu dem Pergamentklebstoff, selbst aus Fischhaut her.“ Alles sei natürlich koscher. Die Bescheinigung, die Vicaire berechtigt, das Pergament in Mesusot und Tefillin zu kalligraphieren, stellte ihr eine liberale Gemeinde aus. GPN

richtenagentur AFP. „Ich habe es beinahe bereit, für ihn gestimmt zu haben“, bekennt sie. Obwohl die meisten Franko-Israelis sich bei den letzten Präsidentschaftswahlen 2017 für den rechtskonservativen François Fillon entschieden hatten (Les Républicains), konnte die diesjährige LR-Kandidatin Valérie Pécresse trotz ihres Israelbesuchs die „Zemmour-Welle“ nicht brechen. In einer Twitter-Botschaft hat der damalige israelische Ministerpräsident Naftali Bennett die Wiederwahl Macrons begrüßt. „Unter Ihrer Leitung hege ich keinerlei Zweifel daran, dass sich die Beziehungen zwischen Israel und Frankreich verstärken werden“, schrieb er. GPN

Waffen bei Neonazis gefunden

Eine sehr große Menge an Waffen, Munition und antisemitischer Literatur hat die Polizei im Elsass entdeckt. Entsprechende Hinweise waren ihr vom Geheimdienst gegeben worden. Die Hausdurchsuchungen bei Mitgliedern einer elsässischen Neonazi-Bewegung förderten Sturmgewehre, 72 Kalaschnikows, ein Maschinengewehr, 167 Ladegeräte für Kriegswaffen, 120.000 Patronen, 35 kg Schießpulver und eine Werkstatt zur Munitionsherstellung in einem bunkerartigen Keller zutage.

Vier Mitglieder der Bewegung wurden wegen des Verdachts des Waffenhandels festgenommen, wobei einer von ihnen offenbar einer identitären Gruppierung mit dem bezeichnenden Namen „La Meute“ im kanadischen Québec angehört, wie die Zeitschrift MARIANNE angibt. Einige Mitglieder dieser Splittergruppe hatten kurz zuvor bei einem Fußballspiel

in Straßburg an einer „Jagd auf Juden“ teilgenommen.

Die zuständige Staatsanwaltschaft in Mulhouse muss nun ermitteln, ob diese hochbewaffneten Männer einen Gewaltakt geplant hatten. „Bei solch einer enormen Menge an Munition sprechen wir eher in Gewichtskategorien denn in Mengen. Insgesamt kommt mehr als eine Tonne zusammen. Man fragt sich, wozu diese dienen sollte“, sorgt sich eine Quelle in der Justiz. Auch die im Bunker entdeckten hohen Proviantreserven könnten auf ein längeres Überleben im Untergrund hindeuten. Konkrete Hinweise auf eine bevorstehende Umsetzung in die Tat gäbe es jedoch bisher nicht.

Ferner stellte eine Quelle der Terrorismusbekämpfung eine geographische und ideologische Nähe der vier Personen zu einer weiteren Neonazigruppierung „Honneur et Nation“ (Ehre und Nation) fest,

von der mehrere Mitglieder im Rahmen eines Antiterrorverfahrens inhaftiert sind. Ihnen konnte die Planung einer Gewalttat gegen einen Freimaurer-Tempel nachgewiesen werden. Eine direkte Verbindung der beiden Gruppen konnte jedoch auch hier nicht eindeutig festgestellt werden.

Die zwischen 45 und 53 Jahre alten festgenommenen Männer waren zumindest nach außen hin gesellschaftlich integriert, berufstätig, ohne Vorstrafen, „Bürger wie alle anderen auch“, wie die Staatsanwaltschaft auf einer Pressekonferenz erklärte. Nicht so der sozial isolierte 20-jährige Neonazi, der etwa zur selben Zeit im Département L'Ardèche laut der Zeitung LE PARISIEN offenbar eine Massentötung in einem Gymnasium, gegen Ausländer und/oder die jüdische Gemeinschaft plante. Er nennt sich Heinrich Himmler 88.

GPN

<p style="text-align: center;">SCHANA TOWA</p> <p style="text-align: center;">Zu Rosch Haschana 5783 wünschen wir allen unseren Mitgliedern, Freunden und Bekannten im In- und Ausland ein erfolgreiches und glückliches neues Jahr.</p> <p style="text-align: center;">Jüdische Gemeinde Regensburg</p>	<p style="text-align: center;">Der Landesausschussvorsitzende der Jüdischen Gemeinden in Bayern wünscht allen Gemeinden und deren Mitgliedern ein friedliches, frohes und gesundes neues Jahr.</p> <p style="text-align: center;">לשנה טובה תכתבו</p> <p style="text-align: center;">Jo-Achim Hamburger</p>
<p style="text-align: center;">Allen unseren Mitgliedern und allen Juden in Bayern und der ganzen Welt wünschen wir ein gesegnetes neues Jahr 5783.</p> <p style="text-align: center;">Israelitische Kultusgemeinde Augsburg</p>	<p style="text-align: center;">Alles Gute zum neuen Jahr 5783 den jüdischen Gemeinden in Deutschland, dem Landesverband der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern und dem Zentralrat wünscht</p> <p style="text-align: center;">Israelitische Kultusgemeinde Bamberg K.d.ö.R.</p>
<p style="text-align: center;">Allen unseren Mitgliedern und allen Juden in Bayern und der ganzen Welt wünschen wir ein gesegnetes neues Jahr.</p> <p style="text-align: center;">Israelitische Kultusgemeinde Bayreuth</p>	<p style="text-align: center;">Allen unseren Mitgliedern sowie den Mitgliedern unserer Nachbargemeinden und allen Verwandten, Freunden und Bekannten im In- und Ausland wünschen wir ein glückliches neues Jahr.</p> <p style="text-align: center;">Israelitische Kultusgemeinde Straubing</p>
<div style="display: flex; align-items: center; justify-content: center;"> <div style="text-align: center;">  </div> <div style="margin-left: 10px;"> <p>Jüdische Gemeinde Weiden</p> </div> </div> <p>Schana Towa 5783</p> <p>Die besten Wünsche zum Neujahr an alle Mitglieder und alle, die uns kennen, mit uns zusammenarbeiten und uns mögen.</p> <p>Der Vorstand</p>	<p style="text-align: center;">Die Israelitische Gemeinde Würzburg</p> <p style="text-align: center;">übermittelt allen ihren Mitgliedern, Freunden und Bekannten die besten Neujahrswünsche!</p>
<p style="text-align: center;">Allen unseren Mitgliedern sowie den Mitgliedern unserer Nachbargemeinden, Freunden und Bekannten wünschen wir Glück und Frieden zum neuen Jahr.</p> <p style="text-align: center;">Israelitische Kultusgemeinde Amberg Vorstand IKG Amberg Ignaz Berger, Alexander Iolowitsch, Rabbiner Elias Dray</p>	<p style="text-align: center;">SCHANA TOWA</p> <p style="text-align: center;">wünschen wir allen unseren Gemeinden, dem Landesverband und allen Freunden und Gönnern unserer Gemeinde.</p> <p style="text-align: center;">Israelitische Kultusgemeinde Erlangen</p>

Wir wünschen allen Gemeindemitgliedern,
Freunden und Bekannten
ein gesundes, gutes und süßes neues Jahr 5783.

שנה טובה ומתוקה

Vorstand der Israelitischen Kultusgemeinde Hof

Dr. Jakob Gonczarowski

1. Vorsitzender

Statt Karten

Die Israelitische Kultusgemeinde Fürth

wünscht dem Zentralrat, dem Landesverband,
den jüdischen Gemeinden in Deutschland
und unseren Mitgliedern
ein gesegnetes, friedliches und gesundes Jahr 5783.

לשנה טובה תכתבו ותחתמו

Allen Freunden und Bekannten
wünschen wir ein gesundes neues Jahr!

לשנה טובה תכתבו

**Ilse Ruth Snopkowski
Familie Dr. Peter Snopkowski
Familie Dr. Jona Snopkowski-Bigagli**

Allen unseren Verwandten, Freunden und Bekannten
übermitteln wir auf diesem Wege
zum neuen Jahr
unsere herzlichsten Glück- und Segenswünsche.

Familie Karin und Bernhard Offman

לשנה טובה תכתבו

Allen Verwandten, Freunden und Bekannten
im In- und Ausland die besten Glück- und Segenswünsche
zum neuen Jahr 5783.

Familie Michael Trüger
Regensburg

**Die »Gesellschaft zur Förderung
jüdischer Kultur und Tradition e.V.«**

wünscht allen Mitgliedern
und Freunden im In- und Ausland
ein gesundes neues Jahr!

לשנה טובה תכתבו

Ein gesundes und glückliches neues
Jahr 5783 wünschen Ihnen

**die Mitarbeiter
des Landesverbandes der Israelitischen
Kultusgemeinden in Bayern KdÖR**

SCHANA TOWA UMETUKA

Ein glückliches und süßes neues Jahr 5783
wünscht Ihnen

**Der Trägerverein und das Museumsteam
des Jüdischen Museums Franken –
Fürth, Schnaittach und Schwabach**

SCHANA TOWA!

Ein glückliches und gesundes neues Jahr 5783
wünscht Ihnen

**das Johanna-Stahl-Zentrum
für jüdische Geschichte und Kultur in Unterfranken
Würzburg**

Wir wünschen allen Jüdinnen und Juden
in Augsburg, Bayern und der ganzen Welt
ein gutes und süßes neues Jahr 5783.

שנה טובה ומתוקה

**Das Team des
Jüdischen Museums Augsburg Schwaben**

<p>Wir wünschen allen unseren Freunden, Verwandten und Bekannten ein gutes und gesundes neues Jahr.</p> <p>Le'Schana Towa Tikatewu We'Techatemu</p> <p>Familie Wladimir Barskyy, Regensburg</p>	<p>Wir wünschen dem Vorstand und den Mitgliedern der Jüdischen Gemeinde Regensburg sowie allen Bekannten ein frohes und gesundes neues Jahr.</p> <p><i>Schana towa, tikotewu w'tichoteimu</i></p> <p>Familie Soroka und Semmler Regensburg</p>
<p>Zum neuen Jahr allen Freunden, Verwandten und Bekanntem die herzlichsten Glückwünsche „LESCHANA TOVA TIKATEVU – möget ihr eingeschrieben werden für ein gutes Jahr“</p> <p>Familie Mazo, Augsburg</p>	<p>Statt Karten</p> <p>Zu den Hohen Feiertagen entbieten wir allen unseren Verwandten, Freunden und Bekannten die besten Glück- und Segenswünsche!</p> <p>Felix Gothart, Bayreuth</p>
<p>Allen Freunden, Verwandten und Bekannten wünschen wir ein frohes und gesundes Jahr.</p> <p><i>Schana towa, tikotewu w'tichoteimu</i></p> <p>Jakov Denyssenko, Regensburg</p>	<p>Wir wünschen allen unseren Freunden, Verwandten und Bekannten ein gutes und gesundes neues Jahr.</p> <p><i>Schana towa, tikotewu w'tichoteimu</i></p> <p>Genia Danziger und Familie David Danziger Regensburg</p>
<p>לשנה טובה תכתבו ותחתמו תזכו לשנים רבות טובות ונעימות</p> <p>Allen unseren Freunden im In- und Ausland möchten wir auf diesem Wege unsere besten Wünsche anlässlich Rosch Haschana 5783 zum Ausdruck bringen.</p> <p>Familie Dr. Asher Khasani</p>	<p>Statt Karten</p> <p>Allen Verwandten, Freunden und Bekannten im In- und Ausland entbieten wir auf diesem Wege die besten Glück- und Segenswünsche zum neuen Jahr!</p> <p>לשנה טובה תכתבו</p> <p>Familien Ignaz Berger, Michael Berger und Elias Dray, Amberg</p>
<p>Zum neuen Jahr senden wir allen Freunden und Bekannten im In- und Ausland die herzlichsten Glückwünsche!</p> <p>Schana towa!</p> <p>Familie Brenner</p>	<p>Wir wünschen allen unseren Freunden, Verwandten und Bekannten ein gutes und gesundes neues Jahr.</p> <p><i>Schana towa, tikotewu w'tichoteimu</i></p> <p>Familie Kuzenko, Regensburg</p>

Allen unseren Verwandten, Freunden und Bekannten im In- und Ausland senden wir auf diesem Wege unsere herzlichsten Glück- und Segenswünsche zum neuen Jahr!

לשנה טובה תכתבו

Familie Dr. Josef und Jutta Schuster

Allen Freunden und Bekannten entbieten wir die herzlichsten Wünsche zu den Hohen Feiertagen und für ein gesundes neues Jahr!

Oded Baumann, Würzburg

Statt Karten übermitteln wir auf diesem Wege allen Verwandten, Freunden und Bekannten zum neuen Jahr unsere herzlichsten Glückwünsche.

Familie Daniel und Dorothea Krochmalnik

שנה טובה ושלו

Statt Karten

Zu den Hohen Feiertagen entbieten wir allen unseren Verwandten, Freunden und Bekannten die besten Glück- und Segenswünsche!

Familie Hanna Zisler

Allen Freunden und Bekannten wünschen wir ein gesundes neues Jahr!

לשנה טובה תכתבו

Rabbiner Joel Berger und Familie
Stuttgart – Antwerpen – Berlin

Wir wünschen unseren Autoren und Lesern, unserem Landesverband und allen Gemeinden ein gesundes und glückliches neues Jahr.

Redaktion und Druckerei
JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN



Sehr geehrte Damen und Herren,

Sie feiern im September Neujahr, Rosch Haschana, und damit den Anfang des Jahres 5783. Der Start in ein neues Jahr hat immer einen besonderen

Reiz, er weckt Sehnsüchte, lässt Wünsche formulieren. Der Beginn eines neuen Jahres macht aber auch nachdenklich darüber, was kommen wird. Welche Herausforderungen werden auf uns zukommen, mit was müssen wir rechnen? Und die Rahmenbedingungen sind mit Blick auf den Klimawandel, mit seinen immer deutlicher spürbaren Folgen, aber auch auf den Krieg in der Ukraine alles andere als rosig.

Zugleich erleben wir: Wir sind gemeinsam auf dem Weg in eine Gesellschaft mit mehr Offenheit gegenüber Menschen an-

deren Glaubens und weniger Vorbehalten. Gerade Juden und Christen haben gemeinsame Wurzeln, die sich zu betonen lohnen.

Die vielfältigen Veranstaltungen im Jubiläumsjahr „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“, das im Juli zu Ende gegangen ist, hat vielfältige Impulse für einen intensiven und nachhaltigen Dialog zwischen den Angehörigen der verschiedenen Religionen und in der Gesellschaft als Ganzes gegeben. Das Festjahr hat deutlich gemacht, wie wichtig es ist, Wissen über jüdisches Leben zu vermitteln und staatliche Einrichtungen, zivilgesellschaftliche Organisationen und jüdische Gemeinden miteinander zu vernetzen.

Mein Wunsch gerade als Ombudsmann für Anliegen von Jüdinnen und Juden im Freistaat ist es, dass daraus ein solidarisches Miteinander werden mag. Mein Anliegen ist es, dass wir auch angesichts von Tendenzen, dass Teile der Gesellschaft immer weiter auseinanderdriften, wieder

die Mitte und das Gemeinsame stärken können. Dazu sind wir alle gefragt.

Ich freue mich auch, dass es gelungen ist, ein Gesamtkonzept zur Förderung jüdischen Leben zu erarbeiten. Die Staatsregierung hat dieses angenommen.

Die Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern und in Deutschland entfalten ein kraftvolles Leben, das von der Verehrung Gottes ausgehend Gemeinschaft ermöglicht und soziale Verantwortung erfahren lässt. Die Jüdischen Gemeinden sind damit ganz wesentliche Glieder einer aktiven Bürgergesellschaft. Dafür sage ich auch im Namen der Bayerischen Staatsregierung Dank und bitte Sie, diesen Weg weiter fortzusetzen.

In diesem Sinne einen sehr guten Start in Ihr Jahr 5783

Ihr
Dr. Ludwig Spaenle, Antisemitismusbeauftragter Bayern

Gedenkkoffer Kleinsteinach

KLEINSTEINACH. Mit einer kleinen Gedenkfeier wurde Mitte Mai ein steinerner Gedenkkoffer vor dem Museum „Jüdische Lebenswege in Kleinsteinach“ enthüllt. Das Monument soll an die Deportation der Juden erinnern, die während der Nazi-Herrschaft in Kleinsteinach lebten. Die Gemeinde Riedbach habe sich sehr früh dazu entschlossen, das Projekt, das unter dem Namen „Denkort Aumühle“ in Würzburg startete, zu unterstützen, sagte Bürgermeister Bernd Fischer. Der Gemeinderat habe einstimmig beschlossen, sich sowohl mit einer Geldspende als auch mit einem Gepäckstück zu beteiligen. Ein weiterer, identischer Gedenkkoffer werde in Würzburg platziert. Bei der Ausgestaltung folgte der Gemeinderat dem Vorschlag von Johannes Faber, dem Inhaber des Steinmetzbetriebs Koch & Lenhardt in Ostheim. Zwischenzeitlich wurde der ursprünglich angeordnete Gedenkort vom ehemaligen Verladebahnhof Aumühle an den Hauptbahnhof in Würzburg verlegt. Parallel dazu nannte sich der mittlerweile gegründete Verein in „DenkOrtDeportationen“ um. Leider hätten Mitglieder des Riedbacher Gemeinderates nicht an der Eröffnung am 17. Juni 2020 in Würzburg teilnehmen können, da die Eröffnungsfeier coronabedingt nur im kleinen Kreis stattfand (siehe dazu auch JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN vom 18. 9. 2020).



Sie enthüllten den Gedenkkoffer in Kleinsteinach: v.l. Bürgermeister Bernd Fischer, Museumsleiter Bernd Brüner und Gemeindevorsitzender Israel Schwierz. Foto: Martin Schweiger

„Mich als Ersten Bürgermeister der Gemeinde Riedbach freut es besonders, heute einen weiteren Baustein in unserem geschichtsträchtigen Kleinsteinach ergänzen zu dürfen“, sagte Fischer. Er bedankte sich bei den Mitgliedern des Arbeitskreises „Landjudentum in Kleinsteinach“ für deren unermüdlichen Einsatz. Israel Schwierz, Vorsitzender der Liberalen Jüdischen Gemeinde in Bamberg, zeigte sich gerührt von dem Denkmal.

„Möge der Allmächtige sie dafür belohnen“, wünschte er den Initiatoren. Schwierz wohnt in Würzburg und führt seit Jahren Besucher über den Jüdischen Friedhof bei Kleinsteinach.

Die Feier wurde umrahmt von den Jungmusikern der Riedbachtaler Musikanten unter Leitung von Juliane Klopff.

Martin Schweiger

Am Echad

Jüdische Jugend Bayern gewinnt Videopreis 2020

BERLIN. Die Absage der Jewrovision 2020 traf das Team von Am Echad/Bayern hart. Wir hatten einen starken Act und ein gigantisches Vorstellungsvideo. Die Jewrovision 2020 sollte unsere werden, da waren wir uns sicher. Die Nachricht mit der Absage hat uns alle sehr erschüttert. Das Pandemiegeschehen mit den Beschränkungen hinderte uns daran, uns zu treffen und einen Act für die Jewrovision 2022 vorzubereiten. Um ehrlich zu sein, wollten viele nicht das Risiko eingehen, in Zügen zu sitzen und sich in einer großen Gruppe zu treffen, auch wenn das zeitweise wieder erlaubt war. Unser Team besteht aus Jugendlichen aus ganz Bayern, die Situation sah in den verschiedenen Städten auch sehr unterschiedlich aus. Als dann im Frühling 2022 klar wurde, dass die Jewrovision in Berlin stattfinden kann, haben wir beschlossen, auf jeden



Am Echad/Bayern gewinnt Videopreis.

Fall als Zuschauer mitzufahren. Viele von uns sahen sich am Bahnhof vor der Abreise das erste Mal seit zwei Jahren. Es gab so viel zu erzählen, dass die Zugfahrt von über drei Stunden für uns wie im Flug verging. Schon bei der Ankunft im Estrel Hotel in Berlin war die Stimmung im Foyer elektrisch geladen. Wie Marat Schlafstein, die Seele der Jewrovision, uns allen in einer emotionalen Rede sagte, unser „Akku der Jüdischkeit“ war leer und musste dringend aufgeladen werden. Die Atmosphäre der Jewrovision ist einfach einzigartig, gigantisch und sehr bewegend. Vielleicht empfinde ich das nur so, da mein „Akku der Jüdischkeit“ leer war und seit zwei Jahren endlich wieder aufgeladen werden konnte. Vielleicht war es auch das einzigartige Gefühl der Zugehörigkeit zu einer riesigen Community von jungen, aktiven und jüdischen Men-

schen. Diese Emotionen erreichten uns alle noch vor der Show und begleiteten uns über den Schabbat bis zur Abreise am Sonntag.

Nun zur Show, dem Hauptpunkt dieser vier Tage. Als Zuschauer konnten wir die ganze Show entspannt anschauen. Wir waren alle so gut gelaunt, dass wir vergessen hatten, dass bei dieser Jewrovision auch der Videopreis für die Vorstellungsvideos vom Jahr 2020 vergeben wird. Damit, dass Susan Sideropoulos unser Team als Gewinner ansagen wird, hatten wir überhaupt nicht gerechnet.

Umso größer war dann der Schock und die Freude, die Trophäe in der Hand zu halten und unseren Sieg zu feiern. Unsere Emotionen sind schwer zu beschreiben. Wir waren unfassbar froh, dass die Arbeit, die wir in das Video gesteckt hatten, sich letztendlich gelohnt hatte. Wir waren übergelukkig, unseren ersten Jewrovision-Sieg zu ergattern. Es war einfach toll und den Jubel im Saal werden wir alle nie vergessen.

Nach den tollen Acts der Jugendzentren, unserem Triumph und dem Auftritt des Special Acts Static und Ben El, die fast ein

ganzes Konzert für uns gespielt hatten, konnte der gemeinsame Schabbat nur noch gut beginnen. Die Atmosphäre war in den nächsten Tagen noch mehr geladen, und wir haben eine wunderschöne Zeit gemeinsam verbracht. Die traditionelle Hawdala und die Aftershowparty waren meine persönlichen Highlights. Alles in allem war die Jewrovision 2022 ein unvergesslicher Erfolg, und die Trophäe, die wir nach Bayern gebracht haben, wird nicht unsere letzte sein.

Alexandra Chernyshenko

Nürnberg – Hadera

NÜRNBERG. Der Nürnberger Oberbürgermeister Marcus König besuchte Ende Mai in Israel die Partnerstadt Hadera. Dort empfing ihn sein israelischer Kollege Bürgermeister Nir Ben-Haim. „Partnerschaften zwischen Städten wachsen, wenn die Menschen sich begegnen, sich kennenlernen und Freunde werden. Ich will helfen, dass die Partnerschaft zwischen Nürnberg und Hadera noch enger wird“, sagte OB König bei seinem Antrittsbesuch. Die Wertschätzung und die Freude an der Zusammenarbeit seien spürbar gewesen, erklärte er nach dem Treffen.

Auf seiner Israel-Reise wurde der OB auch vom Vorsitzenden der Israelitischen Kultusgemeinde Nürnberg Jo-Achim Hamburger, von Baureferent Daniel Ulrich und von Christine Schüßler, Leiterin des Amts für Internationale Beziehungen, begleitet. Vertreter aus dem Nürnberger Stadtrat gehörten ebenfalls zur Delegation.

Die Delegation aus Nürnberg besichtigte zudem das Technikmuseum Tecnodea in Hadera und die Musikschule. Auf dem Programm stand außerdem ein Besuch in Nablus. Die Stadt in den Palästinensergebieten steht in engem Austausch mit Nürnberg. Die Nürnberger trafen sich dort mit Bürgermeister Dr. Sami A. Hijawi und Vertretern des Stadtrats. „Der Austausch ist für beide Städte wichtig, nicht nur zur Völkerverständigung. Wir unterstützen Nablus konkret in der Weiterentwicklung“, sagte OB König. So seien

bereits Feuerwehrautos und Müllfahrzeuge nach Nablus geliefert worden.

Tief beeindruckt zeigte sich Nürnbergs Oberbürgermeister Marcus König nach dem Besuch der Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem. „Dies war für die ganze Delegation und für mich sehr emotional. Es fällt schwer, das Erlebte zu beschreiben“, sagte er nach dem Besuch. Ins Gästebuch schrieb er: „Die Schuld, die

wir Deutschen auf uns geladen haben, wird nirgends so spürbar und schmerzhaft begreifbar wie hier. Scham, Schuld, Trauer und Verantwortung spüre ich hier. Gleichzeitig bin ich dankbar für die Freundschaft zwischen Deutschland und Israel, zwischen Hadera und Nürnberg. Und ich möchte alles in meiner Macht Stehende dafür tun, dass sich Jüdinnen und Juden in Nürnberg sicher fühlen.“. *bjj.*



OB Marcus König und Jo-Achim Hamburger (li.), Vorsitzender der Israelitischen Kultusgemeinde Nürnberg, haben in Yad Vashem einen Kranz niedergelegt. Foto: Ricky Rachmann

Spaenle: Ein bewegtes Jahr

MÜNCHEN. Bayerns Antisemitismus-Bauftragter Dr. Ludwig Spaenle zog Anfang August in einer Pressemeldung eine positive Bilanz für den Freistaat Bayern. Ende Juli 2022 war das Festjahr „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“, das ursprünglich Ende 2021 auslaufen sollte, aber aufgrund der Corona-Situation verlängert worden war, zu Ende gegangen.

„Das vergangene Jahr war ein bewegtes und ereignisreiches Jahr“, so Dr. Spaenle. Als erstes Bundesland habe die Bayerische Staatsregierung ein Gesamtkonzept „für jüdisches Leben und gegen Antisemitismus“ im Mai beschlossen, und im Freistaat soll sich künftig dauerhaft eine interministerielle Arbeitsgruppe mit jüdischen Themen in Bayern beschäftigen. Für Spaenle

sind das wichtige Teile einer umfassenden Förderung.

„Für mich sind drei bayernweite Leitprojekte zu jüdischer Geschichte und jüdischem Alltagsleben deutlich vorangekommen: Es geht um die Digitalisierung der Archive ehemaliger jüdischer Gemeinden aus den Central Archives in Jerusalem in Zusammenarbeit mit der Generaldirek-

tion der Bayerischen Archive, um die Inventarisierung jüdischer Friedhöfe unter Federführung des Landesamts für Denkmalpflege sowie um die Vernetzung der unterschiedlichen digitalen Projekte zu jüdischem Leben in Bayern unter dem virtuellen Dach des Hauses der Bayerischen Geschichte“, erklärte Spaenle.

Im Festjahr konnte er seine Kontakte zu den Israelitischen Kultusgemeinden, zu zivilgesellschaftlichen Einrichtungen, Vereinen und Organisationen sowie der öffentlichen Hand ausbauen. „Das wird mit Blick auf die Zukunft unsere Anstrengungen, jüdisches Leben zu fördern und gegen Antisemitismus anzugehen, nachhaltig beflügeln“, zeigt sich Spaenle zuversichtlich. Dem bürgerschaftlichen Engagement für jüdisches Leben fehlte bisher eine organisatorische Struktur. Mit den Verbindungen zu lokalen und regionalen

Initiativen will der Antisemitismusbeauftragte ein bayernweites Netzwerk aufbauen. Schon Ende Oktober plant er ein nächstes Treffen in Nürnberg.

Zentral waren für Spaenle die Eröffnungsveranstaltung zum Festjahr im Januar 2021 mit Ministerpräsident Dr. Markus Söder, mit Zentralratspräsident Dr. Josef Schuster und der IKG-Präsidentin Dr. Charlotte Knobloch sowie der Festakt in der Staatskanzlei zum Abschluss Anfang Mai. Für Spaenle signalisieren diese beiden Veranstaltungen auch die hohe Wertschätzung, die Juden in Bayern entgegengebracht wird.

Unter den vielen Veranstaltungen und Projekten im Festjahr in Bayern hob der Antisemitismus-Beauftragte ausdrücklich hervor: die Veranstaltungsreihe „Guter Ort – Begegnungen mit der jüdischen Geschichte Frankens“, das Festwochen-

ende „Schalom in Pappenheim“, die Open-Air-Ausstellung der IKG München „Jüdische Geschichten aus München und Oberbayern“ und die Konferenz der europäischen Rabbiner in München. Er würdigte auch die Fertigstellung des letzten Bandes des Synagogengedenkprojekts „Mehr als Steine“ (siehe dazu auch JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN vom 29. 11. 2021).

Da für Ludwig Spaenle die schulische, auch die außerschulische Bildung bei der Bekämpfung von Antisemitismus wichtig ist, fördert er auch Initiativen in diesem Bereich. Seine Geschäftsstelle hat das Heft „Wissen gegen Judenhass“ und gemeinsam mit der Bayerischen Landeszentrale für politische Bildungsarbeit die Veröffentlichung „Jüdisches Leben in Deutschland“ herausgegeben (siehe dazu auch unser Heft vom 12. 4. 2022).
bjj.

Juden in der Ukraine

AUGSBURG. So vielfältig wie die Sprachen, neben Polnisch und Russisch eben auch Ukrainisch, Hebräisch und Jiddisch, die Juden im Verlauf der letzten hundert Jahre in der Ukraine gesprochen haben, so vielfältig sind auch die Stimmen, die in einer neuen Ausstellung zu Wort kommen. Vom 25. Oktober 2022 bis zum 26. Februar 2023 vermittelt sie in der Augsburger Museums-Dependance „Ehemalige Synagoge Kriegshaber“ ein eindrückliches Bild von ukrainisch-jüdischem Leben. Die Ausstellung berichtet von der Blüte jiddischer Kultur in der Habsburger Zeit in Zentren wie L'viv und Odessa. Sie erzählt aber auch von den Schrecken der Shoa und vom Kampf um eine angemessene Erin-

nerungskultur in der Sowjetunion. Mit deren Zusammenbruch 1991 verbreitete sich ukrainisch-jüdisches Leben auch über die Grenzen der Ukraine hinaus.

Rund 50 % der Mitglieder der heutigen Jüdischen Gemeinde in Augsburg haben ukrainische Wurzeln. Der derzeitige Krieg Russlands gegen die Ukraine hat zu einer erneuten Migrationswelle geführt. So kommen auch in den letzten Monaten und Jahren zugewanderte Juden aus der Ukraine in der Ausstellung zu Wort.

Durch Zeitzeugen-Interviews kann die Ausstellung ein zwar fragmentarisches, aber dennoch aussagenstarkes Bild von der Vielfalt jüdischen Lebens in der Ukraine und dessen Verbindungen zu Deutsch-

land und Augsburg präsentieren. Die Ausstellung wird den Besuchern mit deutschen und ukrainischen Texten zugänglich gemacht.

*Ehemalige Synagoge Kriegshaber,
Ulmer Straße 228, 86156 Augsburg.
Do bis So: 14:00–18:00 Uhr.
www.jmaugsburg.de*

*Eröffnung 24. Oktober, 18.30 Uhr
im Pfarrheim Hlgst. Dreifaltigkeit,
Ulmer Straße 195 a, gegenüber der
Synagoge, Musik Katia Shostak
und Olga Abramovitsch.*



Von Leipzig nach Paris mit Immanuel Chamizer

2022/2023 HENTRICH & HENTRICH 5783/5784

Jüdischer Kalender

Immanuel „Immi“ Chamizer zeigte schon in jungen Jahren großes zeichnerisches Talent. Von einer Reise nach Paris brachte er Zeichnungen, Aquarelle und Skizzen mit, die zum Teil auf den ersten Blick unfertig wirken, die aber dann den Witz des jungen Künstlers offenbaren. Die genauere Betrachtung regt schon zum Schmunzeln an.

Immanuel Chamizer wurde 1913 in Leipzig geboren. Sein Vater war der Arzt und Bildhauer Raphael Chamizer (1882–1957). Bereits als Teenager schuf Immi zwischen 1928 und 1932 in Leipzig und auf Reisen mehrere Künstlerbücher. Seit 1936 lebte er in Eretz Jisrael. Er fiel 1948 als Soldat im Unabhängigkeitskrieg.

Sein Sohn, der israelische Künstler und bekannte Radio- und TV-Moderator Dan Chamizer, überreichte der Stadt Leipzig aus Anlass einer Ausstellung 2019 fünf originale Künstlerbücher seines Vaters als Geschenk. Sie befinden sich heute im Stadtgeschichtlichen Museum Leipzig.

Mit Arbeiten aus dem Skizzenbuch „Nach Paris“ hat der Verlag Hentrich & Hentrich seinen neuen Jüdischen Kalender für 5783/5784 gestaltet. Übernommen haben die Kalender-Macher auch handschriftliche Notizen und Verse des Künstlers. So erhalten die kleinen Kunstwerke von Chamizer auch eine eigene Geschichte. Der Wandkalender mit Spiralbindung ist wieder in bewährter Qualität hergestellt. Er enthält die 16 Monate von September 2022 bis Dezember 2023, alle jüdischen und gesetzlichen Feiertage und auf den Monats-Kalenderblättern auch Platz für Notizen. Dieser Kalender mit den Arbeiten von Immanuel Chamizer ist wieder ein fröhlicher Begleiter durch das jüdische Jahr.

www.hentrichhentrich.de, ISBN: 978-3-95565-550-1, Leipzig 2022, 17 €.

AMBERG

Wie in vielen Städten hatte auch in Amberg das Pessachfest im vergangenen Jahr wegen der Corona-Pandemie nicht stattfinden können. Umso glücklicher war die Gemeinde, dass 2022 wieder alle zu Gebet und Seder zusammenkommen konnten. Die Freude darüber konnte man nicht zuletzt an den vielen Teilnehmern sehen.

Bar und Bat Mizwa

Gleich zwei junge Gemeindemitglieder standen in den vergangenen Monaten im Mittelpunkt: Im Mai feierte Romy Reusmann ihre Bat Mizwa, im Juni fand die Bar Mizwa von Henri Peccabin statt. Beide haben wir als besonders verantwortungsbewusste junge Menschen erlebt. Ihre Freizeit verbringt Romy am liebsten mit Musik und Tanz, und wenn es ruhiger sein soll, liest sie gerne. Henris Leidenschaft ist der Sport: sowohl Tennis als auch Fußball spielt er mit Begeisterung. Beide Familien waren mächtig stolz, und auch Romy und Henri werden ihren großen Tag sicher noch lange im Gedächtnis behalten.

Miteinander

Im Juli bot die Gemeinde jede Woche einen Sommertreff an. Es wurde gegrillt und zusammen gegessen und geplaudert, dazu hält Rabbiner Dray eine kurze Unterrichtsstunde. Auch sonst bleibt der soziale Aspekt in der Gemeinde prägend: Irena unterstützt ältere Gemeindemitglieder mit wöchentlichen Lebensmittellieferungen von der Tafel und Swetlana kümmert sich intensiv um die Betreuung der Ukrainer, die nach Amberg geflüchtet sind. Im Februar hatten die Gemeinden Amberg und Regensburg zusammen etwa 50 von ihnen aufgenommen. Viele sind mittlerweile nach Israel oder in andere europäische Städte weitergereist, zwölf ukrainische Flüchtlinge leben aber weiterhin in Amberg.

AUGSBURG

Raissa Soboleva

Im April feierte Raissa Soboleva ihr 100. Jubiläum. Dieses Ereignis verdient an sich ein besonderes Augenmerk, ich jedoch möchte eine ungewöhnliche Geschichte erzählen, die mit unserer Jubilarin zusammenhängt. Raissa Soboleva wurde am 29. April 1922 in Berdyschiw, Ukraine, geboren, wo sie bis zu ihrem 3. Lebensjahr lebte. Ihr Vater, Lichtman Jankel, wuchs in einer wohlhabenden jüdischen Familie auf, die Pferde besaß. 1925 wurde die Familie von Raissa, die bereits fünf Kinder hatte, nach Chabarowsk deportiert, und kurze Zeit später wurde der Vater Repressivmaßnahmen ausgesetzt. Im Jahre 1940 heiratete Raissa einen Wehrdienstleistenden. Die gesamten Kriegsjahre arbeitete sie als Kellnerin in verschiedenen Gaststätten, und als Ehefrau eines Wehrdienstleistenden folgte sie ihrem Mann: Mandschurei, Wladiwostok, Siedlung Seimtschan in der Region Magadan.

Die Familie von R. Soboleva kam nach Deutschland im Jahr 2001. Damals war der „Club der Veteranen des Großen Vaterländischen Krieges“ noch nicht gegründet, dieser vereinigte erst im Jahr 2003 in unserer Gemeinde alle Veteranen des Kriegs und der Arbeitsfront. Leider geriet Raissa Jakowlewna nicht unter die Clubmitglieder. Im Jahr 2021 wurden alle Veteranen des Großen Vaterländischen Kriegs mit Gedenkmedaillen zu Ehren des 75. Siegesjubiläums ausgezeichnet. Aber nicht Raissa, denn sie besaß keinen Veteranausweis. Es ist einfach zum Weinen! Nach Erzählungen der Augenzeugen (Betreuer von Raissa aus dem Bikur Cholim) war sie sehr traurig: „Und wo bleibt meine Medaille?“ Und dann gab ich ihr meine Medaille, die mir der Konsul der Ukraine ausgehändigt hatte. Im

Weiteren leitete Herr Lyubinskiy die Unterlagen von Raissa Soboleva in das Konsulat der Ukraine – die Ehrenmedaille auf ihren Namen wurde angefertigt und ihr ausgehändigt, wenn auch mit Verspätung. Und meine Medaille kehrte zu mir zurück.

Liebe Raissa! Gestatten Sie im Namen des Vorstandes der Gemeinde, des Veteranenclubs und von mir persönlich Ihnen die besten Glückwünsche zu Ihrem Jubiläum zu überreichen. Wir wünschen Ihnen viel Gesundheit und dass Sie noch Ihr 120. Jubiläum feiern!
Nela Kushnirenko

Lag ba-Omer

Am 19. Mai feierten wir Lag ba-Omer. Die letzten zwei Jahre der Pandemie fühlten sich vor allem ältere Menschen höchst unbehaglich. Daher sind die Menschen darüber erfreut, sich wieder im Festsaal und anschließend an gemeinsamen Tischen treffen zu können. Zum Glück spielte das Wetter ebenfalls mit. Das Fest wurde vom Rabbiner eröffnet. Er sprach über Rabbi Akiba, einem der größten Weisen Israels, und seinem Schüler Schimon ben Jochai, dem Autor des Buches „Sohar“.

Aus der Sicht einiger Ausleger wurde Schimon ben Jochai ausgerechnet zu Lag ba-Omer zu einem der neuen Schüler von Rabbi Akiba, die für die Verbreitung der Tora im Volk Israel sorgten. Und genau an diesem Kalendertag starb er einige Jahre später. Zum Gedenken an Rabbi Schimon ben Jochai entstand die Tradition, zu Lag ba-Omer seine Grabstätte zu besuchen, wo große Festlichkeiten veranstaltet werden, gesungen und getanzt wird. Selbstverständlich wird dieses Fest in allen Gemeinden gefeiert, auch bei uns.

Nach dem Auftritt des Rabbiners folgte ein kleines Konzert. Es spielten Bella Fandralyuk und Tatjana Jefremowa und natürlich sang Marjan Abramovitsch unter musikalischer Begleitung von Olga Abdissa. Nach dem Konzert begaben sich



Rabbiner Dray auf der Bar Mizwa von Henri Peccabin (links).



Romy Reusmann (rechts) auf ihrer Bat Mizwa.

die Gäste in den Innenhof, wo die Tische bereits gedeckt waren und das Team von Tanja Gassanova bediente. Sie bekam Hilfe von jungen Menschen aus dem Jugendzentrum. Das Essen war herrlich, die Laune fabelhaft und alle blieben wunschlos glücklich. Wir bedanken uns bei unserem Rabbiner, der Verwaltung der Gemeinde und den Küchenmitarbeitern für dieses wunderbare Fest.

Jugendarbeit

Frühlingsurlaub: Und wieder begannen die langersehnten zweiwöchigen Frühlingsferien. Im Rahmen dieser Freizeit und mit dem Ziel, die jungen Menschen mit dem neuen Rabbiner Burshtein bekannt zu machen, organisierte die Abteilung „Arbeit mit Jugendlichen, Kindern und jungen Familien“ ein Kennlerntreffen. Fünf Jungen im Alter von 14 bis 18 Jahren versammelten sich am 21. April im Rabbinerzimmer, wo sie nach der Vorstellung eine sehr spannende Vorlesung anhörten. Danach wurde für die Jungen eine Spielbahn im Bowling gegenüber der Gemeinde reserviert. Eine Stunde durften die Jungen spielen und sich amüsieren.

Außerdem organisierten wir Sportprogramme. Wir begannen mit dem Klettern. Anfang April hatten neun Jungen die Möglichkeit, sich mit dieser mitreißenden und ungewöhnlich interessanten Sportart näher zu befassen. Innerhalb von zwei Stunden durften die Jungen in einem kürzlich eröffneten und modern ausgestatteten Kletterzentrum an den Wänden hängen und verschiedene Übungen in diversen Schwierigkeitsstufen bewältigen. Die Kinder lachten ununterbrochen und bekamen enorm viele positive Eindrücke. Alle hatten Spaß dabei. Nach derart zufriedenstellenden Ergebnissen werden wir dieses Treffen für sie nochmals organisieren.

Inna Tarasiuk



Lag ba-Omer in der Gemeinde Augsburg.

Konzert

Es ist der 12. Juni. Endlich, mit einjähriger Verspätung, fand ein mehrfach verlegtes Konzert statt, das dem Beginn unserer Emigration nach Deutschland gewidmet war. V. Lyubeznov zeigte einen kurzen Film über dieses Ereignis und I. Bondareva las ein Gedicht von J. Brodsky über die Emigration. Tatjana Jefremowa sang zwei Lieder auf Jiddisch, die vielen von uns die fernen Zeiten ins Gedächtnis riefen. Wie immer erfreute uns auch unsere Tanzgruppe unter Leitung von I. Hyseynova.

Das neue Mitglied, Pianistin Alina Mama-lieva, spielte Rachmaninows Prélude, und sie vermittelte den Eindruck einer etablierten jungen Musikerin. Aber zu einer wahren Überraschung für uns wurde der

Auftritt des Baritonsängers Vitaliy Promyslov, der die Arie des Fürsten aus „Mariza“ von Emmerich Kálmán sang. Das Publikum begleitete den Sänger mit atemberaubendem Beifall. Wohlgermerkt, Vitaliy ist 89 Jahre alt!

Auch Marjan Abramovitsch bereitete uns großes Vergnügen. Sein Gesang wurde tiefgründiger und einfühlsamer, begleitet von Olga. Das Konzert wurde von Anna Shelenkova geleitet. Die technische Unterstützung leisteten E. Royzin und D. Tafel. Man möchte noch die Rolle von Inga Mokshanina hervorheben. Sie wählte das Thema dieses Konzerts, schrieb das Drehbuch und sorgte für Zulauf von Konzertteilnehmern. Das Konzert dauerte eineinhalb Stunden und wir merkten nicht, wie die Zeit verfloß.

Jurij Goldhefter



Jugendarbeit im Kletterzentrum.



Konzert.

Israelitische Kultusgemeinde

Der Stadtrat von Bamberg hatte im Januar die ehrenamtliche Stelle eines kommunalen Antisemitismus-Beauftragten geschaffen und mit Patrick Nitzsche den ersten Antisemitismus-Beauftragten in Deutschland bestellt (siehe dazu auch JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN vom 12.4.2022). Nach einem Vierteljahr inthronisierte ihn nun die Israelitische Kultusgemeinde Bamberg (IKG) im Spiegelsaal der Harmonie vor rund hundert geladenen Gästen in der Veranstaltung „Bamberg – eine Stadt gemeinsam gegen rechts“.

Martin Arieah Rudolph, der Vorsitzende der IKG, ging in seiner Eröffnungsrede noch einmal ausführlich auf die Vita des Beauftragten ein, wobei er auf dessen großes Hintergrundwissen als Historiker hinwies. Wichtig sei bei seiner Wahl für Rudolph und die jüdische Gemeinde auch gewesen, dass sich Nitzsche als einziger Bewerber vorher in der jüdischen Gemeinde Mischkan ha-Tfila Bamberg und in der IKG vorgestellt habe.

Der Vorsitzende erläuterte auch das Ziel der Veranstaltung: „Mit der Veranstaltung möchten wir dazu beitragen, dass Herr Nitzsche und alle Akteure rund um das Thema Antisemitismus sich kennenlernen und sich beherzt und noch besser als bisher vernetzen können.“

Weiter führte er aus, dass er der Bestellung eines Antisemitismus-Beauftragten kritisch gegenüberstand und auch weiterhin stehe, denn viele der Beauftragten bundesweit sähen ihre Arbeit allein in Gedenk- und Erinnerungsarbeit an die Shoa. „Hat dies aber zu einem Rückgang von antisemitischen Straftaten geführt“, fragte Rudolph und verwies auf die Kriminalstatistik. Antisemitismus gibt es leider in jeder politischen Partei, ergänzte er, denn er ist multidimensional, multikulturell und multireligiös.

Am Schluss übermittelte er dem neuen Antisemitismus-Beauftragten im Namen beider jüdischer Gemeinden die besten Wünsche für sein schwieriges Amt und ein glückliches Händchen für die mannigfaltigen Aufgaben.

Grußworte sprach auch Bambergs Oberbürgermeister Andreas Starke. Er sagte: „Wir brauchen den gesellschaftlichen Schulterschluss, der weit in die Bevölkerung hineingetragen werden muss.“

Ludwig Unger, als Vertreter des Bayerischen Antisemitismus-Beauftragten Ludwig Spaenle, forderte angesichts der steigenden antisemitischen Straftaten ein noch höheres Bewusstsein, sich mehr dagegen zu wehren und zu verteidigen.

Es folgte eine Ehrung von Hauptkommissar Christian Barth als wichtiger und aufgeschlossener Partner für die jüdischen Gemeinden. Die Laudatio hielt Nicolas Dreyer als Vertreter des Jüdischen Nationalfonds KKL. Die Geschenke und Urkunden über fünf Baumspenden überreichten Assia Spivak und Jaffa Katharina Lynker.

Joseph Beck, nachgedruckt mit freundlicher Genehmigung aus: Heinrichsblatt Bamberg Nr. 23.

Liberaler Gemeinde Mischkan ha-Tfila

Auch in diesem Jahr haben wir den Gemeinde-Seder per Zoom gefeiert. Damit jeder Haushalt für den Seder mit allem ausgestattet war, was man benötigt, wurde für die Gemeindemitglieder wieder eine Sammelbestellung von Lebensmitteln kosher le-Pessach über unsere Gemeindeverwaltung organisiert. Einige Tage vor Pessach führte Rabbinderin Deusel dann ein Seminar zum traditionellen Sederablauf durch, stellte unterschiedliche Haggadot vor und gab Tips für die Durchführung eines Familienseders zu Hause, bei denen auch Kochrezepte nicht fehlen durften. Wie schon im letzten Jahr war unser Zoom-Seder gut besucht. Auch wenn uns das gemeinsame Feiern im Gemeinderaum natürlich gefehlt hat, war es dennoch ein durchweg gelungener Abend, von Rabbinderin Deusel in gewohnter Weise gelehrt und interessant gestaltet. Die Gottesdienste fanden im Frühjahr und Sommer weitgehend wieder in Präsenz statt. Seit Schawuot gibt es wieder einen gemeinsamen Kiddusch nach dem Gottesdienst, mit Gesprächen und reich gedecktem Tisch, wozu die Gemeindemitglieder stets mit beitragen.

Veranstaltungen

Bei zunehmender Lockerung der Corona-Auflagen konnten die Veranstaltungen zum verlängerten Jubiläumsjahr „1700 Jahre Jüdisches Leben in Deutschland“ wie geplant durchgeführt werden. Davon sollen hier zwei ganz besondere Veranstaltungen erwähnt werden.

Dies ist zum einen der Festgottesdienst in der Synagoge Ermreuth im Juni anlässlich der Einweihung der Synagoge vor 200 Jahren. Unsere Gemeinde war trotz der glühenden Hitze von über 30 Grad mit einem Minjan vertreten bei diesem Schacharit, den Rabbinderin Deusel leitete. Danach konnten wir uns noch an einem Konzert mit synagogaler Musik vom Kammerchor Franconia Vocalis erfreuen, unter Mitwirkung von Kantor Amnon Seelig.

Die zweite Veranstaltung war die Feierstunde rund um die Enthüllung der Gedenktafel zum Butterfly-Projekt an der Spalatin-Grundschule in Spalt. Das weltweite Butterfly-Projekt hat zum Ziel, für jedes in der Shoa ermordete Kind einen bunten Schmetterling an einem öffentlichen Gebäude anzubringen. Die Spalter Schüler hatten sich mit der Shoa, aber auch mit jüdischem Leben heute beschäftigt und eine Ausstellung dazu erarbeitet. Zur offiziellen Enthüllung der Gedenktafel fand dann nicht nur das Schulfest, sondern auch eine bewegende Gedenkzeremonie statt.

Ende Juni konnte unsere Gemeinde einen weiteren Meilenstein verzeichnen mit der Unterzeichnung eines Mietvertrages für Betsaal und Gemeinderaum am Schillerplatz 14. Damit stehen demnächst Renovierungsarbeiten und eine Erweiterung der Innenausstattung an. Wir hoffen, dass die Arbeiten noch vor den Feiertagen abgeschlossen werden können, damit wir



Von links: IKG-Vorsitzender Martin Arieah Rudolph, der Künstler Gerd Buurmann und Gemeinderabbiner Sammy Almekias-Siegl im Spiegelsaal der Harmonie.

die Gottesdienste zu den Hohen Feiertagen schon im renovierten Betsaal feiern können. Besonders freuen wir uns über die Möglichkeit, im Hof der Gemeinderäume unsere neue Sukka aufstellen zu können, die unserer Gemeinde von der Familie Schwierz gestiftet wurde.

Am 10. Juli fand unsere Gemeindeversammlung mit Vorstandswahlen statt. Im Amt bestätigt wurden dabei Israel Schwierz als 1. Vorsitzender, Fiona Atay-Sandyk als Schatzmeisterin und Dror Schindler und Joelle Vormann-Pfeifer als Beisitzer. Neu in den Vorstand gewählt wurde Ilse Raetsch als II. Vorsitzende. Mit Shlomo Weissenfels und Andrea Gergovich wurden auch die beiden Kassenprüfer neu gewählt. Wir gratulieren dem neuen Vorstand und wünschen ihm viel Erfolg für die weitere Gemeindearbeit.

ERLANGEN

Kochseminar

Das Judentum nicht nur fühlen, sondern auch schmackhaft werden lassen, das ist unserer Köchin Olga im März in unserer Gemeinde gelungen. Leider konnten nur 10 Personen zugelassen werden, die aus dem Rathaus, dem Freundeskreis und aus pädagogischen Kreisen zu uns kamen. Es wurde nicht nur über Regeln und Gebote in der jüdischen Küche gesprochen, sondern auch praktisch erfahren und geschmeckt. Das Seminar beinhaltete die Kaschrut, den Einkauf von Lebensmitteln mit anschließender Zubereitung und das gemeinsames Essen. Es wurden auch Kontakte geknüpft, die zu einem weiteren Koch-Seminar führen sollen.

Pessach

In diesem Jahr konnte wieder Pessach gefeiert werden. Die Leitung übernahm unser neuer Kantor Itamar Cohen. Ein besonderes Erlebnis war das Chamez-Verbrennen im Garten mit Beteiligung der Kinder und Familien aus Israel. An zwei Abenden feierten wir den Seder. Zu Purim, Pessach und Schawuot gestaltete Itamar Cohen ein abwechslungsreiches Kinderprogramm.

Zwei Celli

Kathrin Fischer und Lev Gordin konnten unsere schon bekannten Konzerte fortsetzen. Vorgetragen wurden Stücke des Kölner Komponisten Jaques Offenbach und bekannte jiddische Lieder. Moderiert wurde das Konzert von den Künstlern, finanziert vom Zentralrat.

Lena Gorelik

Die Lesung von Lena Gorelik vor einer sehr kleinen, an Literatur interessierten Zuhörerschaft wird ebenfalls in Erinnerung bleiben. Sie stellte ihr aktuelles Buch „Wer wir sind“ vor. Ein autobiographischer Roman, dessen Stärke sich zwischen den Polen von Stolz und Scham, Eigensinn und Anpassung, Reflexion und Sein bewegt. Ihr ausdrucksstarker Vortrag verlieh den Worten Nachdruck, zusätzliche Geschichten zu den Fragen des aufmerksamen Publikums gewährten Einblick in ebendiese Welt. Ihre Lesung schaffte es, einen Bezug zur eigenen Biografie herzustellen und damit einen Impuls zu geben, wer bin ich? Die sichtlich berührten und interessierten Zuhörer genossen im Anschluss einen lebhaften Austausch. Die Veranstaltung wurde vom Zentralrat der Juden unterstützt.

Regensburg

Endlich war es wieder soweit. Nach zweijähriger coronabedingter Pause konnte der Freundeskreis der Jüdischen Kultusgemeinde die Gemeindemitglieder wieder zu einem Ausflug einladen. Unsere Gruppe wurde noch verstärkt durch Flüchtlinge aus der Ukraine. In Regensburg angekommen, spazierten wir bei glühender Hitze über die Steinerne Brücke zum Dom. Von dort aus sollten unsere Stadttouren starten. Diesmal hatten wir nur eine Stunde für die wunderschöne Altstadt eingeplant. Ein Teil der Gruppe war mit einer Führerin zu Fuß unterwegs, die anderen nahmen an einer Fahrt mit der City-Bahn mit Erläuterungen in russischer Sprache teil. Nach den Strapazen konnten wir uns in einem Traditionslokal beim Dom im schönen Wirtshausgarten erholen.



Ausflug nach Regensburg.

Unser Hauptziel sollte das neue Jüdische Gemeindezentrum am Brixener Hof sein. Schon von außen beeindruckten der kubusförmige Synagogenbau mit der flachen Kuppel und die mit Klinker verkleidete Fassade, die sich farblich der Umgebung anpasst. Besonders aber gefiel der zurückgesetzte Haupteingang mit der spiralförmigen Installation, einer vergoldeten Bronzespirale, die Rose Ausländers Gedicht „Gemeinsam“ in der Handschrift der Dichterin zitiert.

Im wunderschönen schlichten Synagogenraum sind die Wandverkleidung und Möbel aus verschiedenen Holzarten, wie uns unsere Führerin erklärte.

Die Holzpaneele an den Wänden variieren in der Breite und werden zur Kuppel hin schmaler, was einen außerordentlichen Lichteinfall erzeugt.

Das Gemeindezentrum wurde vom Berliner Architektenbüro Volker Staab errichtet und am 27. Februar 2019 eröffnet, genau 500 Jahre nach der Vertreibung der Juden im Jahr 1519. Der Neubau ersetzt den Vorgängerbau von 1912, der 1938 von den Nazis zerstört wurde. Nach einer Führung durch das beeindruckende, großzügige Gemeindezentrum machten wir uns wieder auf den Weg in Richtung Donau. Mit einer Strudelfahrt auf der Donau ging unser Ausflug entspannt zu Ende.

Neuer Vorstand

Auf der Mitgliederversammlung im Oktober 2021 wurde ein neuer Vorstand gewählt. Das Amt der langjährigen stellvertretenden Vorsitzenden Sofia Fishman, deren Verdienste mit stehendem Beifall noch einmal rührende Anerkennung fand, übernimmt Rahel Schormann. Wir freuen uns auf eine gute Zusammenarbeit im Vorstand und in der Gemeinde.

1700 Jahre

Das Jahr 2021 mit dem Projekt „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“ war ein großer Erfolg für die Jüdische Gemeinde und die Stadt Erlangen. Es ist uns gelungen, näher an die Öffentlichkeit zu rücken, positive Aufmerksamkeit zu erlangen und Impulse aus der Öffentlichkeit wahrzunehmen. Wir konnten damit zeigen, dass auch in der homogenen Stadt Erlangen Juden leben, lieben, arbeiten und glauben. Ein Projekt, das nur durch die Projektförderung des Vereins realisiert werden konnte. Wir sehen ein wachsendes Interesse für die Zukunft der Jüdischen Gemeinde in Erlangen und wir sind positiv überrascht von den Reaktionen, Freundlichkeiten und von der Gesprächsbereitschaft.

Im Rahmen des Programms konnten zum Beispiel vier Geschichten von Yonathan Amrani und vier Illustrationen von Irina Gerschmann erstellt werden. Diese Arbeit ist auch auf der Homepage der Jüdischen Gemeinde zu finden. Irina Gerschmann ist Leiterin der Kunstschule in Höchststadt. Eine interessante Verbindung, die auch eine Verbindung zur europäischen Kultur aufweist und einen tiefen Einblick in die jüdische Gedankenwelt entstehen lässt.

Großes Interesse fand eine Lesung mit Eva Gruberova und Helmut Zeller in der Gemeinde. Mit dem Buch „Diagnose: Juden Hass. Die Wiederkehr einer deutschen Krankheit“ traf die Lesung genau den Nerv unserer Zeit. Interviews und eigene Erfahrungen bilden die Grundlagen für das Buch. Eva Gruberova ist Autorin, freie Journalistin und Referentin in der KZ-Gedenkstätte Dachau. Helmut Zeller leitet seit vielen Jahren die Dachauer Redaktion der Süddeutschen Zeitung.

Gemeinsam mit der Volkshochschule Erlangen zeigten wir im Juli 2021 die WDR-Filmproduktion „Unsere Vertreibung“ der Regisseurin Lidia Drozdzyński, die ihren Film zusammen mit unserem Gemeindeglied Hanna Bander vorstellte. Der Film berichtet über die wenig bekannte Vertreibung der Juden aus Polen 1968. Hanna Bander gehörte als Kind mit ihrer Familie zu den Flüchtlingen aus Polen. Der Dokumentarfilm von Lidia Drozdzyński begibt sich auf eine sehr persönliche Spurensuche. Bei der anschließenden Diskussion mit Hanna Bander und der Regisseurin wurden auch viele Fragen beantwortet.

Ebenfalls im Sommer referierte Dr. Martina Switalski in der Gemeinde sehr eindrucksvoll über die Geschichte der Erlanger Juden von der Weimarer Republik bis zum Zweiten Weltkrieg. Im Rahmen ihrer Tätigkeit am Lehrstuhl für Didaktik der Geschichte wurde mit den Studenten auch die Lebensgeschichte von Awraham Ro-



Neuer Vorstand der Gemeinde Erlangen.

sental aufgezeichnet. In Zusammenarbeit mit dem Archiv der Stadt Erlangen wird die Arbeit von Martina Switalski veröffentlicht werden. Der Film über Awraham Rosental ist eine bleibende Erinnerung für die Jüdische Kultusgemeinde Erlangen.

HOF

Nach einer zweijährigen Pause konnten wir am 15. April endlich wieder den Seder in unserem Gemeindesaal durchführen. Die Jugendlichen freuten sich besonders, da sie den Afikoman gegen eine dreitägige Reise ins jüdische Prag eintauschen konnten. Außerdem fand wie immer ein Chad-Gadja-Wettbewerb statt, bei dem dieses Lied aus der Haggada in folgenden Sprachen auf Zeit vorgelesen wurde: Spanisch, Hebräisch, Französisch, Niederländisch, Englisch, Russisch und Deutsch.

Am 28. April waren die Jugendlichen des Youth Club Leader in Buchenwald und hielten eine Gedenkzeremonie für die Opfer des Holocausts ab. Ein Jugendlicher aus unserer Gemeinde, der auch Youth Club Leader ist, hat auch daran teilgenommen.

Im Mai feierten wir das Pessachfest öffentlich in der Bürgergesellschaft. Das war die dritte öffentliche Feier nach Schawuot und Sukkot in unserer Stadt. Unser Gemeindevorsitzender Dr. Jakob Gonczarowski sowie unser Gemeinderabbiner David Goldberg und Benjamin Pinis erzählten die Pessach-Geschichte und führten den Sederabend für ca. 200 Personen in einer verkürzten Form durch. Die Hofer Oberbürgermeisterin Eva Döhla war begeistert und sagte in ihrer Rede zum Abschluss des Sederabends, dass sie sehr froh war, so viel Neues erfahren zu haben. Der Sederabend verlief in einer feierlichen und fröhlichen Atmosphäre.

Am 15. Mai fand ein besonderes Konzert in unserer Gemeinde statt. Die Künstler „Boris Rosental & Friends“ brachten die ukrainische Schauspielerin Mariya Chuprynenko mit. Der ganze Saal war sehr gerührt von dem wunderbaren Auftritt.

Ende Mai fand in Berlin nach zwei Jahren Pause endlich wieder die Jewrovision statt. Unsere Jugendlichen nahmen an diesem Minimachane teil und waren sehr erfreut, weil diesmal alle Jugendlichen aus allen möglichen Städten im selben Hotel untergebracht wurden. Beim Schabbat-Gebet war die Heiligkeit besonders stark zu spüren, als 3.000 jüdische Menschen gemeinsam Ma'ariv beteten.

Zu Schawuot waren zu unserer Freude zu allen Gebeten viele Menschen erschienen. Danach gab es immer die traditionellen Milchprodukte, insbesondere Quarktaschen.

Ende Juni machten wir einen Ausflug nach Görlitz, direkt an der Grenze zu Polen. Wir wollten dort die jüdische Geschichte von über neun Jahrhunderten erkunden. Görlitz wurde nach dem Zweiten Weltkrieg in zwei Teile geteilt. Der östliche Teil gehört zu Polen und heißt seitdem Zgorzelec.

Am 3. Juli feierten wir unseren Familientag in der Gemeinde. Jeder hatte seinen Spaß mit Grillen, Tanzen, Singen oder Spielen. Außerdem hatten wir einen Auftritt des „Duo Nefesh“ mit Marjan Abramovitsch und Olga Abdissa. Sie sangen Lieder auf Hebräisch, Jiddisch und Russisch sowie bekannte ukrainische Lieder. Das Konzert erfreute, aber manche Lieder wirkten auf die Menschen auch sehr emotional.

Miriam Schuberth leitet den Deutschkurs in unserer Gemeinde. Dieser findet einmal wöchentlich statt. Unsere Bibliothek

wurde von unserem Sozialarbeiter Max Rainis gegründet und ist dreimal wöchentlich geöffnet. Auch unser Chor „Shalom“ trifft sich wieder zweimal wöchentlich.

REGENSBURG

Pessach

Nach der zweijährigen Corona-Pause feierten wir das Pessachfest wieder in der Neuen Synagoge. Vor den Feiertagen sprach Rabbiner Bloch über dieses historische Fest, über die Traditionen, Sitten und Bräuche. Er betonte, dass wir Pessach zur Erinnerung an den Auszug der Israeliten aus Ägypten feiern. „Wer den Sederabend mit Mazzot, mit den rituellen Speisen und mit vier Becher Wein erlebt hat“, sagte er, „der weiß, dass man die Haggada mitsingen kann und soll.“

Eine Woche vor Pessach hat unsere Gemeinde Päckchen mit Mazza, Mazze-Mehl, eine Flasche Wein, ein Glas gefüllte Fisch und ein Glas Salzgurken zusammengestellt und an ältere Gemeindemitglieder verteilt und ihnen nach Hause gebracht. Der Sederabend in der Gemeinde war einer der Höhepunkte in unserem Gemeindeleben. Bei guter Laune leitete der junge Rabbiner Benjamin Kochan den Sederabend. Mit viel Freude und Kawana führte er, unterstützt durch Kantor Matwey, alle Gäste durch die Haggada.

Zum guten Gelingen trugen besonders die Köchinnen bei. Für die Speisen und Spezialitäten bedankten sich herzlich alle Anwesenden bei der Köchin Ludmila Burdlajai und ihren Helferinnen. Der traditionelle Abend wurde mit gemeinsamem Singen beendet. Im Namen des Vorstandes begrüßten wir alle Mitglieder zu den Feiertagen und wünschten ihnen einen koscheren Pessach.

Schawuot

Es ist schon eine Tradition in unserem Gemeindeleben, dass vor den jüdischen Festen unser Rabbiner Bloch eine Erläuterung zu den Feiertagen anbietet. Vor Schawuot sprach er über die Übergabe der Tora am Berg Sinai. Der Rabbiner betonte, dass die Tora unser Lebenselixier ist und jeder von uns nach der Tora leben muss und alle Gebote erfüllen soll. Feiertage wurden traditionell begangen. Am ersten Tag wird aus der Tora ein Stück aus dem 2. Buch Mose gelesen, das die zehn Gebote enthält. Im Morgengebet wird nach der Tefila das Hallel gesagt. Nach der Toralesung des zweiten Tages sagten wir Jiskor. Zusammen mit uns haben die deutschen Freunde aus dem

„Freundeskreis Israel in Regensburg“ gefeiert. Alle Besucher freuten sich bei den Kidduschim über den Käsekuchen und die israelischen Spezialitäten und Früchte, die die reichen Erntegaben symbolisierten.

Jerusalem

Mitte Mai führte der Klub Schalom seine erste Veranstaltung in der neuen Saison durch. Der Leiter des Klubs, Volodimir Barskyy, begrüßte alle Anwesenden und wünschte ihnen Frieden und gute Gesundheit. „Der Klub Schalom“, sagte er, „plant viele neue Veranstaltungen. Wir möchten eine Veranstaltung mit dem Titel *Soll immer Frieden sein* vorbereiten. Ende des Monats Juni organisierten wir einen dreitägigen Ausflug nach Polen. Dort besuchten wir eine der ältesten polnischen Städte (siehe dazu auch den Artikel Krakau). Am 23. Oktober führen wir das bayerische Herbst-Schnellschachturnier in Erinnerung an den ehemaligen Vorstand Otto Schwerdt s.A. durch und wir gratulieren unseren Mitgliedern zu Geburtstagen und Jubiläen.“

Mit ihrem Konzert „Jerusalem, Jerusalem“ begeisterten die Künstler Natalia Kogan (Gesang), Eleonora Turkenitsch (Klavier), Julia Zolotareva (Violine) und Boris Kogan (Gesang) aus München unsere Konzert-Gäste. Die ehemaligen Moskauer Opernsänger Natalia Salesskaja-Kogan und Boris Kogan sind berühmte Darsteller in ganz Bayern und Deutschland. Zusammen mit ihren Kollegen spielen sie die klassischen Romanzen und die bekannten Arien aus Opern und Operetten. Das Konzert mit der Gruppe war großartig. Es ging um jüdische deutsche und österreichische Komponisten des 19. und des 20. Jahrhunderts. Das Publikum dankte mit kräftigem Beifall.



Topographie des letzten Weges

213 jüdische Männer, Frauen und Kinder wurden am 4. April 1942 aus Regensburg in die Vernichtungslager im Osten deportiert. Niemand von ihnen überlebte. Zum 80. Jahrestag wurde vor „Tatorten“ in Verwaltungsstellen und Behörden aus den Akten derjenigen gelesen, die diesen Massenmord mitorganisierten. Die Autorin und Schriftstellerin Waltraud Bierwirth hatte die Veranstaltung konzipiert. Ein Stadtrundgang machte die Bürokratie vor der Deportation der Juden deutlich. Die Namen der Ermordeten wurden verlesen. „Topographie des letzten Weges“ lautete der Titel der städtischen Veranstaltung, an der etwa 150 Menschen teilnahmen.

Von der Jüdischen Gemeinde kamen die Vorstandsmitglieder Ilse Danziger, Volodimir Barskyy und Jakob Denissenko. Eröffnet wurde der Rundgang durch Oberbürgermeisterin Gertrud Maltz-Schwarzfischer am Alten Finanzamt an der Landshuter Straße. Dass die Bürokratie, die der Deportation vorausging, grausam war, das machte dieser Stadtrundgang deutlich. Aus mehreren Archiven hatte Waltraud Bierwirth Dokumente gesammelt und ließ sie von der Schauspielerin Melanie Rainer vorlesen. „Es war der Karsamstag vor Ostern, als 213 Jüdinnen und Juden, eskortiert von Gestapo und Polizei, durch die Stadt zum Bahnhof gingen und den Todeszug in ein Lager im Osten bestiegen“, erinnerte die Stadt an das traurige Ereignis. „Keiner kehrte zurück. Sie wurden in den Gaskammern der Vernichtungsstätten ermordet“, sie starben in den Vernichtungslagern Sobibor und Belzec. An der letzten Station, dem Vorplatz des Hauptbahnhofes, verlasen die Mitwirkenden der Gedenkveranstaltung die Namen der deportierten Menschen. Auf diese Weise gedachte man den Regensburger Opfern des Nationalsozialismus persönlich.

Krakau

Polens zweitgrößte Stadt Krakau war das Ziel einer Reise, die der Klub Schalom unter der Leitung seines Vorsitzenden Volodymyr Barskyy für Gemeindemitglieder und Freunde ausgearbeitet hatte. Diese wunderschöne Stadt beeindruckte alle Mitreisenden durch viele junge Menschen, die die reiche Geschichte Krakaus erkundeten. Krakaus Reichtum gründete sich auf eine geschickte Handelspolitik, z.B. durch ein faktisches Monopol des Kupferhandels. Ausländische Händler, die das Kupfer über die Weichsel aus Ungarn brachten, wurden verpflichtet, diese Ware in der Stadt zu verkaufen. Die Wissen-

schaft blühte auf mit der Errichtung der, nach Prag, zweitältesten Universität Europas. Auf dem Wawel, einem Hügel nahe der Weichsel, entstand die Königsburg mit der Kathedrale, in der August der Starke zum König von Polen gekrönt wurde. Es gab auch Gelegenheit, die Marienkirche am Hauptmarkt mit dem weltberühmten spätgotischen Altar des Bildhauers Veit Stöß zu besichtigen.

In Krakau lebten vor der Vernichtung durch die Nationalsozialisten 68.000 Juden. Heute leben gemäß Reiseführer nur noch 176 in der Stadt. Die jüdische Bevölkerung wurde aus dem angestammten Stadtviertel Kazimierz mit mehreren Synagogen (heute sind sie Museen, nur eine Synagoge gehört zur heutigen jüdischen Gemeinde) umgesiedelt in ein neu errichtetes Ghetto.

Als die Menschen evakuiert wurden, nahmen sie in gutem Glauben, sie würden umgesiedelt, ihre Möbel mit auf den Platz. Aber die wurden gezwungen, sie zurückzulassen. Ebenfalls ein Museum ist die ehemalige Metallwarenfabrik Oskar Schindlers, die durch den Spielfilm „Schindlers Liste“ berühmt wurde. Hier ist das Leben der Juden unter der NS-Herrschaft sehr beeindruckend, aber auch bedrückend in Texten, Bildern und Objekten dargestellt. Auf der Rückfahrt besuchten wir auch das Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau, das weltweit als ein Synonym für die gesamte Shoa steht. Alle Reiseteilnehmer entzündeten Kerzen und sagten ein Kadisch für die ermordeten Juden.

Es dauerte einige Zeit, bis wieder Gespräche zu hören waren. Es war eine sehr gelungene Reise. Krakau ist immer eine Reise wert, und der Ausflug in die Vergangenheit bleibt unvergessen.



STRAUBING

Ukrainische Geflüchtete bestimmen seit Ende Februar auch die Arbeit in der Gemeinde Straubing und wir helfen, wo wir können.

Anfang März starteten wir ein neues Projekt. Der „Kinder-Schabbat-Gottesdienst“ wurde ein unerwarteter Erfolg. Von 18:30 bis 19:00 Uhr hört man Kinderstimmen, die zusammen mit dem Rabbiner singen, klatschen und beten. Anschließend dür-

fen die Kinder mit einem Schabbat-Paket (kleine Challa, kleiner Traubensaft, Haribo) nach Hause gehen oder sie warten im Saal auf die Eltern oder Großeltern, die um 19:00 Uhr zum Schabbat-Gottesdienst kommen.

Wie schon in den letzten beiden Jahren gab es keinen Seder in der Gemeinde. Es wurden aber Pessach-Produkte und eine Anleitung für einen Seder verteilt.

Am 16. Juni lud der Vorstand alle Mitglieder in die Räume der Gemeinde zur Jahresversammlung ein.

Jewrovision

Ende Mai kamen über 1.000 junge Juden zur Jewrovision ins Estrel-Hotel nach Berlin, darunter auch Stacy, Laura, Anjelika und Lea aus Straubing. Sechs Stunden dauerte ihre Fahrt von Bayern in die Hauptstadt. „In so einem großen Hotel waren wir noch nie“, sagt Rosch Svetlana Zap. Sie wollten zusammenbleiben und hatten sich bereits für Basketball, Stadtführungen und ein Selbstverteidigungstraining angemeldet.

Ganz besonders fieberten sie der After-Show-Party entgegen. Sie konnten diesmal nicht selbst auf der Bühne stehen. „Das ist etwas Neues“, sagt Laura (15 Jahre). Früher haben sie und ihre Schwester Stacy in Bremen gewohnt und waren dort im Jugendzentrum aktiv. Und als die Bremer in die Halle kamen, riefen sie: „Schau mal, wer da ist!“ Anjelika (17 Jahre) ist hingegen das erste Mal dabei. Sie kennt noch nicht so viele Leute, sagt sie.



Ausflug der Gemeinde Regensburg nach Krakau und Auschwitz.

Bar Mitzwa

Am 18. Juni fand die Bar Mitzwa von Ephraim Matz in der Synagoge mit Rabbiner David Polnauer statt. Es war besonderes Ereignis für unsere kleine Gemeinde. Wir sind sehr stolz darauf.

Ausstellung

Im Mai zeigte die VHS Weiden die Ausstellung „Davidstern und Lederhose“. Um jüdisches Leben in Bayern sichtbar zu machen, konzipierte die Janusz-Korczak-Akademie die Wanderausstellung. Mit Fotografien und Objekten wurden spannende Geschichten von Persönlichkeiten aus Vergangenheit und Gegenwart vorgestellt. Alle portraitierten Menschen haben eines gemeinsam. Sie sind oder waren Bayern. Die Jüdische Gemeinde veranstaltete das Projekt in Kooperation mit der VHS Weiden-Neustadt. Ziel der Ausstellung war die Bildung der Jugend und der Kampf gegen Antisemitismus. Auch nach 1700 Jahren jüdischer Präsenz in Deutschland ist in der breiten Bevölkerung nur wenig Wissen über das Judentum vorhanden. Dazu kommt, dass jüdisches Leben in Deutschland oft ausschließlich im Kontext der Shoa und der Erinnerungsarbeit dargestellt wird.

Konzerte

Mit freundlicher Unterstützung durch den Zentralrat haben wir für die Gemeindeglieder und die Stadt Weiden zwei Konzerte durchgeführt. Im Mai sang Kantor Yoni Rose in unserer Synagoge. Der Kantor der Jüdischen Gemeinde Frankfurt trat mit großem Erfolg auf. Alle Zuschauer waren sehr beein-



Kunsttherapie in Weiden.



Sprachkurs in Weiden.

druckt. Im Juni war dann das Kultursommer-Konzert im Waldsassener Kasten. „Zwei Kulturen – eine Seele“ hieß das Programm von zwei Sängerinnen jüdischer Herkunft aus Russland und Israel. Ihre hebräischen und russischen Lieder begeisterten das Publikum.

Aktivitäten

Wir haben wöchentlich einen Sprachkurs für ukrainische Flüchtlinge, der von der ehrenamtlichen Helferinnen Frau Schöner geleitet wird.

Am 26. Juni machten wir einen Gemeinde-Ausflug in die Fränkische Schweiz. Wir haben Pottenstein und das Franken-Schweiz-Museum besucht. Es war für alle hochinteressant. Wir planen weitere Ausflüge für Gemeindeglieder und ukrainische Flüchtlinge.

Im Juli haben Teilnehmer im Rahmen unserer Kunsttherapie Schals gefärbt. Wir planen eine Ausstellung, um die Werke in der Gemeinde zu zeigen. Die kreative Tätigkeit hilft in dieser komplizierten Zeit, die Stimmung zu verbessern.

Marina Jurowetzkaja

Sommerfest

Auf dieses Fest mussten wir drei Jahre warten. Nach der langen Pause durch die Pandemie fand am 10. Juli das traditionelle Sommerfest im Gemeindezentrum „Shalom Europa“ statt. Das Fest organisiert hatte die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit.

Zum gemeinsamen Feiern versammelten sich im Innenhof viele Gäste, darunter auch ukrainische Flüchtlinge, die von der Gemeinde unterstützt werden. Zu Beginn begrüßten Annette Taigel, Geschäftsführerin der Gesellschaft, und Vladlena Vakhovska, Vorstandsmitglied der Gemeinde, die Gäste.

Dann wurden alle in den Weißen Saal gebeten, wo eine weitere „musikalische“ Begrüßung erfolgte. Dennis T. spielte zwei Klavierstücke, eine Etüde des Komponisten Theodore Lack und die „Spieluhr-Serenade“ von Manfred Schmitz. Polina L. aus Kiew bezauberte das Publikum mit dem Lied „Trimai“. Es folgten zwei Lieder von Lea S. und Lilja G. Die Kreative Gruppe „Menora“ (Leiterin: Marina Zisman) bot zwei israelische Tänze dar, die dem Thema „Frieden“ gewidmet waren.

Dann konnte man sich bei einem Glas koscheren Wein und Leckereien von den Mitarbeiterinnen der Gemeindegküche angeregt unterhalten. Später wurden Führungen durch das Museum „Shalom Europa“, das Johanna-Stahl-Zentrum und die Synagoge angeboten.

Als hervorragender Abschluss des Sommerfestes hat sich der Auftritt des Frank Piano Quintetts erwiesen. Das Konzert fand im David-Schuster-Saal statt. Die großartigen Musiker sind dem Publikum bestens bekannt: die Geiger Prof. Michel Gershwin und Igor Mishurisman, Igers



Gemeinde Würzburg: Tanzgruppe Menora.

Gattin Anastasia (Alt), Dmitrij Gornovski (Violine) und Anna Tishajeva (Klavier). Sie sind alle Solisten und Virtuosen und sehr feinfühlig Musiker. Das Programm „La vie est belle“ – „Das Leben ist schön“ – erinnerte an den gleichnamigen Film von Roberto Benigni und an die Musik des jüdischen Komponisten Jacques Offenbach. In einem weiteren Teil des Konzertes wurden auch Werke verschiedener Komponisten aus verschiedenen Epochen gespielt – sowohl im Original als auch in eigener Bearbeitung der Musiker des Quintetts. Alle, die an diesem Tag im „Shalom Europa“ waren, werden ihn sicher sehr lange in Erinnerung behalten. *Regina Kon*

Ukrainische Flüchtlinge

Mit dem Krieg in der Ukraine kamen viele Flüchtlinge auch nach Würzburg und riefen bei uns in der Gemeinde an. Viele mussten in Turnhallen untergebracht werden, andere kamen bei Verwandten oder Bekannten unter. Sie mussten betreut, getröstet und versorgt werden. Viele Beratungen wurden durchgeführt. Wir unterstützen bei der Antragstellung auf finanzielle Hilfen oder der Gewährung von Gesundheitsleistungen und bieten Informationen in den Bereichen Schule und Beruf, Spracherwerb oder Verbraucherfragen an. Wir wissen von 1.500 Menschen aus der Ukraine, die sich allein in Würzburg gemeldet haben und hierbleiben wollen.

Zusammen mit einer Kollegin von der Stadt Würzburg betreuen wir auch in Notunterkünften untergebrachte Flüchtlinge. Alle, ob jüdisch oder nicht, können an unseren Aktivitäten im Gemeindezentrum teilnehmen. So kommen ukrainische Kinder in unsere Sonntagsschule, um Gleichaltrige zu treffen und Freundschaften zu schließen. Auch die Mütter lernen sich kennen, tauschen sich aus und unterstützen sich gegenseitig.

Mittlerweile nehmen alle von uns betreuten schulpflichtigen Kinder an regulären Schulalltag teil. Auch die Sprachschulen starten bereits mit Deutschkursen für Erwachsene. Da jedoch nicht alle sofort einen Platz in einem Kurs bekommen können, bieten wir bei uns einen Anfängerkurs an. Auf Wunsch der Flüchtlinge haben wir mehrere Stadtführungen organisiert. Darüber hinaus hat auch ein Kennenlernetreffen mit den von uns betreuten ukrainischen Menschen im Shalom Europa stattgefunden.

Die ZWST und die Claims Conference haben Holocaustüberlebende aus der Ukraine nach Deutschland gebracht. Drei kamen nach Würzburg und wurden von den Ritaschwestern aufgenommen. Den Frauen im Alter von 84 bis 91 Jahren geht es gut, sie waren auch schon mehrmals



Sprachkurs in der Gemeinde Würzburg.

im Gemeindezentrum. Seit ihrer Ankunft in Würzburg betreuen wir sie. So versorgten wir sie zuerst mit SIM-Karten, damit sie mit ihren Familien in Kontakt bleiben können. Wir haben für die alten Menschen alle Anträge für ihren Aufenthalt in Deutschland gestellt, Friseurtermine organisiert und vieles mehr. An unseren Seniorentreffen und dem Mittagstisch nehmen sie regelmäßig teil und freuen sich, andere ältere ukrainisch- oder russischsprechende Menschen treffen zu können.

Für die jüdischen Flüchtlinge haben Bund und Länder eine vereinfachte Sonderzuwanderungsregelung genehmigt. Dadurch wird sichergestellt, dass die jüdische Zuwanderung weiterhin möglich ist und Juden Bleibeanträge über die jüdischen Gemeinden stellen können. Die große

Solidarität für Geflüchtete aus der Ukraine ist überwältigend. Auch wir werden bei der Betreuung von Ehrenamtlichen unterstützt, denen wir für ihr Engagement sehr dankbar sind. Bedanken wollen wir uns aber auch für die Spenden. Wir verwenden die Spendengelder in erster Linie für die Sprachkurse, aber auch für die Betreuung der ukrainischen Kinder. Auch Ausflüge sollen folgen, damit die Familien zur Ruhe kommen und für einige Stunden ihre Kriegssorgen vergessen können. So hat bereits ein Tagesausflug mit Geflüchteten und Gemeindemitgliedern stattgefunden. Es war ein aufregender Tag der Begegnung. Wir würden uns sehr freuen, wenn die Kontakte im Alltag weitergehen würden.

Erika Frank



Gemeinde Würzburg: Wandern in Reichenberg.

Theodor Herzl

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts etabliert sich in den Gesellschaften des alten Europas und der neuen Welt ein ungewöhnliches Phänomen, das auch für das folgende Jahrhundert von großer Bedeutung sein wird. Es treten in verschiedenen Bereichen des Lebens, vor allem in der Politik und der Religion, Persönlichkeiten hervor, die, nicht durch ein Amt legitimiert, dennoch eine bahnbrechende gestaltende Kraft ausüben vermögen. Für das europäische Judentum, das sich mit den Machtverhältnissen in den Diasporaländern in diesen Jahren weitgehend arrangiert hat, ist eine solche Gestalt Theodor Herzl, der Begründer des politischen Zionismus.

Seine Idee, den Juden der Diaspora wieder eine Heimstätte zu verschaffen, wird zu einer ungeahnten politischen Kraft.

Derek Penslar, Professor an der Universität Harvard, hat Theodor Herzl eine biografische Studie gewidmet, in der er nicht allein die Persönlichkeit und das Leben Herzls nachzeichnet, sondern auch den kulturellen Kontext, in dem er gewirkt hat, vergegenwärtigt. Penslar spricht mit seinem Buch zuallererst eine amerikanische Leserschaft an, die mit den politischen und kulturellen Verhältnissen der österreich-ungarischen Monarchie und des Deutschen Kaiserreiches weniger vertraut ist, als das bei einer deutschsprachigen Leserschaft vorausgesetzt werden kann. Karl Kraus ist deshalb „ein sarkastischer Wiener“ und der „berüchtigte deutsche Antisemit“, bei dem Herzl sich einmal „Inspiration und Trost“ holt, erweist sich im darauffolgenden Satz als der seinerzeit von zahlreichen Juden verehrte Richard Wagner.

Penslars amerikanische Herzl-Biografie präsentiert sich dem deutschen Lesepublikum aufgrund der Werbestrategie des Wallstein-Verlags mit einer grundlegenden Verlegenheit. Der Untertitel von Penslars Buch lautet im Amerikanischen „The Charismatic Leader“. Herzl ist ohne Zweifel ein charismatischer Führer gewesen, trotz seiner verehrungsvollen, devoten Haltung gegenüber dem preußischen Adel. Man spürt die Kraft seiner Persönlichkeit bei der Lektüre von Penslars Buch. Der Verlag hat jedoch mit „Staatsmann ohne Staat“ einen neutralen Untertitel gewählt, der sachlich die Position Herzls im damaligen Machtgefüge der



europäischen Staaten beschreibt. Auch auf dem werbenden Buchklappentext erscheinen abgemildert die Formulierungen „Führungspersönlichkeit“ und „Führungsfigur“.

Der politische Begriff des charismatischen Führers findet im deutschen Sprachraum durch die üblen Erfahrungen der NS-Zeit nicht mehr als Schlagwort Verwendung. In den USA hingegen, die mit Barack Obama bis 2017 einen charismatischen Präsidenten hatte, ist diese politische Vokabel durchaus eine gebräuchliche Wendung. Deswegen kann Penslar zu Beginn seiner Einleitung auch bedenkenlos Herzl als „politischen Führer“ bezeichnen, der von seiner „Gefolgschaft“ abhängig war und auf sie „Rücksicht nehmen“ musste. Einige Zeilen später vermerkt Penslar, dass er „Herzl nicht als großen Denker, sondern als großen Führer“ betrachte.

Es ist aber auf jeden Fall verdienstvoll, 125 Jahre nach der Begründung der zionistischen Bewegung eine neue Herzl-Biografie zu veröffentlichen, auch wenn Penslars Buch nicht mit neuen Erkenntnissen aufwarten kann. Interessant ist vor allem die Perspektive, unter der Penslar Theodor Herzl betrachtet, spiegelt sich doch in ihr auch etwas von den politischen Verhältnissen der Gegenwart und

ihren Bewertungen wider. Jedoch sind diese Verhältnisse in Amerika andere als im deutschsprachigen Raum.

Mit seinen 236 Seiten Text ist Penslars Herzl-Biografie etwas schmal ausgefallen. Amos Elons Herzl-Biografie „Morgen in Jerusalem“ von 1975 ist 200 Seiten länger. Wer auf sie zurückgreift, um sich über einige biografische Punkte etwas ausführlicher zu informieren, wird feststellen, dass sich Penslars Text an einigen Stellen wie eine stark verkürzte Version von Elons Buch liest. Das ist bei denselben Quellen, auf die die beiden Autoren sich stützen, nicht weiter verwunderlich. Jedoch überrascht es etwas, dass sowohl der Amerikaner Penslar als auch der in Wien geborene Elon sich entgehen lassen, die Persönlichkeit Herzls durch eine Analyse oder zumindest gelegentliche Erklärung seiner prägnanten politischen Sprache zu erschließen.

Herzls große Sprachsensibilität wird besonders bei seinen Schilderungen der Begegnungen mit den preußischen Adligen deutlich. Als ihm der deutsche Botschafter in Wien Philipp zu Eulenburg Treffen mit den höchsten Vertretern deutscher Politik in Aussicht stellte, kommentiert Herzl: „Daran erkenne ich den Preußen. Das ist die forsche, alte, große Art. Aus dem Busch! Damit haben sie alles durchgesetzt ...“. Dass in dieser euphorischen Reaktion eine seinerzeit beliebte sprachliche Wendung, die sich auf den friderizianischen General Zieten („Zieten aus dem Busch“) bezieht, enthalten ist, bleibt sowohl bei Penslar als auch bei Elon unerwähnt. Könnte man nicht Herzls eigenes politisches Handeln, das wie aus heiterem Himmel die nicht mehr rückgängig zu machende Entscheidung eines eigenen jüdischen Staates vorantrieb, mit dieser preußischen Tugend charakterisieren? Vielleicht finden sich einmal in naher Zukunft deutsche Historiker, die das geistige Potential der ungewöhnlichen politischen Gestaltungskraft Theodor Herzls untersuchen.

Daniel Hoffmann

Derek Penslar: *Theodor Herzl, Staatsmann ohne Staat. Eine Biographie*, aus dem Englischen von Norbert Juraschitz, 256 S., Wallstein-Verlag, Göttingen 2022, www.wallstein-verlag.de.

Das Land meiner Väter

„Auf gewisse Weise, wird mir klar, lerne ich meinen Vater erst nach seinem Tod richtig kennen“ schreibt Alexander Wolff im bei DuMont erschienenen Buch „Das Land meiner Väter“. Der Enkel des Verlegers Kurt Wolff wuchs in den USA auf und lebte bis 2018 ein Jahr lang mit seiner Familie in Berlin, nachdem er 36 Jahre als Sportjournalist, Autor und Hochschullehrer in den USA tätig war. Er durchforstete private und öffentlich zugängliche Quellen in Bezug auf seinen Vater, Niko Wolff, seinen Großvater, Kurt Wolff, und seinen Urgroßvater, Leonhard Wolff. Dieser lehrte Musik an der Universität in Bonn und war gleichzeitig ein bekannter Dirigent und Chorleiter mit Kontakten zu Musikern wie Brahms und den Schumanns.

Der Großvater, Kurt Wolff, war musikalisch ebenfalls gut ausgebildet. Er spielte Cello, studierte jedoch Germanistik. Der Vater des Verfassers, Nikolaus Wolff, wurde 1940 zunächst zum Reichsarbeitsdienst, dann zum Militärdienst eingezogen, weil er über seine Mutter, Elisabeth Merck, einen Ariernachweis bekommen hatte. So musste er, trotz der jüdischen Wurzeln väterlicherseits, ab April 1941 im Zweiten Weltkrieg in der Wehrmacht dienen. Nach dem Krieg setzte er sich weitgehend vom mütterlichen Clan des Pharmaunternehmens Merck ab und wanderte wie sein Vater Kurt nach Amerika aus. Die Vaterbilder, die bei diesem Deutschlandaufenthalt von Alexander Wolff entstanden sind, lesen sich als spannender Lebensbericht über drei Generationen, wobei der faszinierende Verleger Kurt Wolff herausragt. Die biographische Aufarbeitung liest sich streckenweise wie ein Roman und gibt Auskunft über eine Familiengeschichte, die repräsentativ steht für die Verflechtung von jüdischen Bürger mit der deutschen Oberschicht bis zum Ende der Weimarer Zeit.

Nach dreijähriger Zusammenarbeit mit Ernst Rowohlt in Leipzig gründete der Großvater von Alexander 1912 den Kurt Wolff Verlag, der vielen avantgardistischen Schriftstellern zur geistigen Heimat wurde. Von 1913 bis 1923 gab er gemeinsam mit Franz Werfel und Max Brod die Broschüre „Der jüngste Tag“ heraus, die mit 86 Bänden sozusagen als Who is Who der expressionistischen Schriftsteller gelten konnte. Allein 1914 verlegte Wolff 43 Titel. „Der Verlag arbeitete oft eher als großartiger Mäzen als nach geschäftlichen Kalkülen“, wird einer der drei Lektoren des Verlags, Willy Haas zitiert. Über Max Brod knüpfte Kurt Wolff den Kontakt zu Kafka. „Die Verwandlung“ wurde zuerst von Wolff verlegt. 1918, nach dem Militärdienst, den er auf eigenes Be-



treiben hin in derselben Einheit wie Walter Hasenclever ableistete, verlegte er Heinrich Manns „Der Untertan“. 1919 erschien in seinem Verlag auch „Die Strafkolonie“ von Franz Kafka. „Der Kurt Wolff Verlag war der einzige bedeutende deutsche Verlag, der sich weigerte, kriegsbejahende Literatur zu veröffentlichen“, kommentiert der Verfasser. Für Walter Hasenclever, Franz Werfel, Karl Kraus, Joseph Roth, Carl Sternheim, Else Lasker-Schüler, Georg Heym, Erich Mühsam und viele andere Schriftsteller war der Kurt Wolff Verlag ein sicherer Hafen.

Ab 1919 wurde der Verlag in München weitergeführt. Dann wandte sich Wolff mehr der Kunst zu und erwarb Werke von Paul Klee und Wassily Kandinsky. Um sich finanziell besser abzusichern, gründete Wolff, wie sein Enkel schreibt, „in Florenz die Pantheon Casa Editrice, den ersten paneuropäischen Kunstbuchverlag“, dessen hoher Anspruch an Ausstattung und Gestaltung jedoch nach der Weltwirtschaftskrise und der Inflation den Verleger in finanzielle Schwierigkeiten brachte. 1930 sah sich Kurt Wolff gezwungen, den Münchner Verlag aufzugeben. Sofort nach der Machtergreifung 1933 verließ er mit seiner zweiten Frau Helen Deutschland und erlebte abenteuerliche Fluchtjahre zunächst in Italien, dann in Frankreich. In letzter Minute gelang es ihnen, 1941 in die USA auszuwandern.

Nur ein Jahr nach ihrer Ankunft in New York gründeten Kurt und Helen 1942 den Verlag Pantheon Books. Dem Konzept des hohen literarischen Anspruchs blieben sie treu, mussten aber wirtschaftliche Zugeständnisse machen, wie etwa mit der

Herausgabe des Romans „Doktor Schiwago“ von Boris Pasternak, der zwei Millionen Mal als Taschenbuch verkauft wurde und die Integration des Verlages in die amerikanische Verlagslandschaft zunächst besiegelte. Beide Wolffs blieben jedoch, wie Helen in ihr Tagebuch schrieb „hoffnungslos europäisch“ und hatten einen großen Anteil am Transfer europäischer Kultur in die Vereinigten Staaten. Sie veröffentlichten André Gide, Albert Camus, Paul Claudel und Charles Péguy. 1944 gelang ihnen mit Grimms Märchen auf Englisch unerwartet ein Verkaufsschlager.

Doch die „europäische Herkunft haftete sowohl im Erfolg als auch in der Niederlage“ an Kurt Wolff, schreibt der Enkel über seinen Großvater, und so kam es 1960 zum Konflikt und zum Ausstieg aus dem Pantheon-Verlag. Schon zwei Jahre vorher, 1958, waren Helen und Kurt Wolff nach Europa zurückgekehrt und hatten sich in Locarno niedergelassen. Dort machte ihnen William Jovanovich, der Verlagsleiter von Harcourt, Brace & World das Angebot, innerhalb seines Verlages das inhaltlich vollkommen unabhängige Imprint „Helen and Kurt Wolff Book“ zu eröffnen. 1963 wurden „Hundejahre“ von Günter Grass bei Harcourt in der englischen Ausgabe herausgebracht. Wolff war endlich dort angelangt, wofür er sein ganzes Leben gebrannt hatte. In finanzieller Unabhängigkeit „als Seismograph ... Äußerungen der Zeit ... [zu] notieren und für die Öffentlichkeit zur Diskussion [zu] stellen“ war sein ureigenstes Anliegen, wie er schon als junger Mann in einem Brief an Karl Kraus geschrieben hatte.

Am 21. Oktober 1963 starb Kurt Wolff bei einem Verkehrsunfall in Ludwigsburg und wurde, wie seine Witwe Helen schrieb, an „dem einzigen Ort, in dem er in einem internationalen Sinn beheimatet war“, nämlich in Marbach beigesetzt. Das Buch ist einerseits eine bewegende Spurensuche, andererseits vermittelt es die Sichtweise eines Amerikaners auf das heutige Berlin und Deutschland – eine spannende Lektüre.

Im Oktober 2000 wurde von unabhängigen Verlegern und vom damaligen Kulturstaatsminister Michael Naumann die Kurt Wolff Stiftung gegründet. Sie versteht sich als Interessenvertretung unabhängiger deutscher Verlage. Den diesjährigen Kurt-Wolff-Preis erhielt Antje Kunstmann für ihre Arbeit im gleichnamigen Verlag in München. *Priska Tschan-Wiegelmann*

Alexander Wolff: Das Land meiner Väter. Die deutsch-amerikanische Geschichte meines Großvaters Kurt Wolff, 480 S., Dumont Verlag, Köln 2021, www.dumont-buchverlag.de.

Johanna Stahl

1987 wurde in Würzburg ein jüdisches Dokumentationszentrum eingerichtet, das *Johanna-Stahl-Zentrum für jüdische Geschichte und Kultur in Unterfranken*. Bei Namensgebung wussten die Verantwortlichen, wer die Namensgeberin war. Vielleicht auch aufmerksame Leser der Lokalzeitung *Main Post*, die immer wieder über jüdische Themen berichtete. Nun hat der neue Leiter des Zentrums, Riccardo Altieri, in der Reihe „Jüdische Miniaturen“ im Verlag Hentrich & Hentrich eine kleine Ausarbeitung als Lebensbild der Wirtschaftswissenschaftlerin, Politikerin und Frauenrechtlerin Johanna Stahl (1895–1943) vorgelegt, und er kann so die bisher bekannten Informationen über Johanna Stahl einem breiteren Publikum zugänglich machen.

Es war kein einfaches Leben, so dass der Begriff eines Lebenskampfes nicht nur für sich und nach dem Tod des Vaters für die verbliebenen Familienmitglieder, sondern auch für andere, für Frauen und insbesondere im Rahmen des Jüdischen Frauenbundes für jüdische Frauen anzu-



wenden wäre. Johanna Stahl engagierte sich auch in der Stadtpolitik für die Deutsche Demokratische Partei, einer linksliberalen Partei, die von 1918 bis 1930 bestand. Und sie schrieb Artikel in ver-

schiedenen Zeitschriften und Sammelbänden. Nach dem Machtantritt der Nationalsozialisten arbeitete sie ab 1934 für die „Arbeitsgemeinschaft für Beratung und Wirtschaftshilfe“ in Würzburg, in der sie den Hilfesuchenden rechtliche und berufsspezifische Hinweise geben konnte. 1938 reiste sie zu ihrem Bruder nach Paris, kehrte aber nach Würzburg zu ihrer kranken Mutter Regine, geb. Bodenheim, (1860–1940) und den Geschwistern Eugen und Jenny zurück. Am 17. Juni 1943 wurden Johanna, Eugen und Jenny Stahl nach Auschwitz deportiert und ermordet. Das kleine Büchlein von Riccardo Altieri bietet einen Einstieg in das Leben einer Frau, die im aktiven Sinne ihrer Gemeinschaft, der jüdischen, städtischen und der Frauen, diente. Dem fühlt sich auch das nach ihr benannte Zentrum in Würzburg seit nunmehr 35 Jahren verpflichtet.

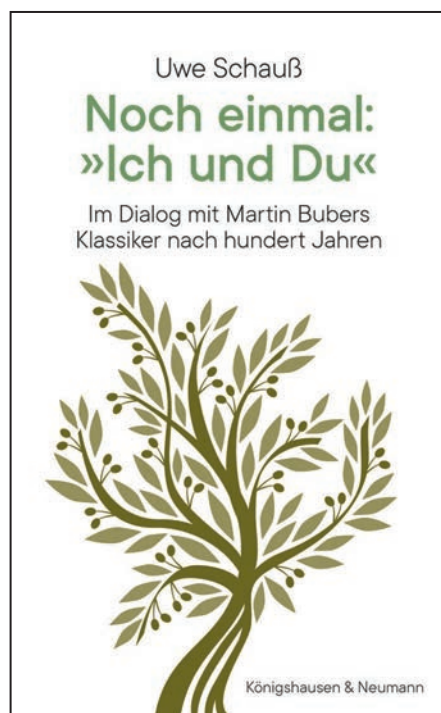
Angela Genger

Riccardo Altieri: Johanna Stahl, 72 S., Hentrich & Hentrich Verlag, Leipzig 2022, www.hentrichhentrich.de.

Im Dialog mit Buber

Martin Buber gehörte in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts in Deutschland zu den bekanntesten und auch beliebtesten deutschen Juden. Seine der jüdischen Glaubenswelt gewidmeten Bücher wurden auch von Nichtjuden mit großer Zustimmung gelesen. Seine „Reden über das Judentum“ haben eine ganze Generation von jungen Juden, die von ihrem Judentum nichts mehr wussten, auch kaum etwas wissen konnten, weil ihre Eltern nichts von ihm vermitteln wollten, fasziniert und aufgeweckt, sich mit ihrer Religion von Grund auf neu zu beschäftigen.

Das Besondere, das Martin Buber gegenüber den Rabbinen seiner Zeit auszeichnete, war, dass er das Judentum nicht von seiner Tradition her betrachtete, sondern dass er in ihm gleichermaßen Menschheitliches und Urjüdisches aus den Anfangsjahren enthalten sah. Seine Bücher sind deshalb zum einen der Erschließung des Judentums gewidmet, zum anderen Menschheitsfragen, die im Judentum grundlegende Antworten erhalten haben. Die Titel seiner Bücher sind einfach und eindeutig formuliert, so dass sie Eingang in den Sprachschatz der Menschen finden konnten. Während Martin Heidegger mit dem ungewöhnlichen Titel „Sein und Zeit“ stets auf sich als Autor zurückverwies, deuteten Martin Bubers Titel immer zuerst auf den geistigen Gehalt seiner Bücher, der ihm auch wichtiger war als ein



eitler Personenkult. Einer dieser Buchtitel lautet unspektakulär „Ich und Du“.

Jedoch verbirgt sich hinter dieser alltäglich verwendeten Formel der Entwurf einer Neuausrichtung des philosophischen Denkens für den Menschen des frühen 20. Jahrhunderts, das sich mit dem Schlagwort „Dialogisches Philosophieren“ ausdrücken lässt. Andere Titel aus Martin Bubers Werk gehen auf eine ähnliche, jeden Menschen in seiner Frage

nach der Bedeutung seines Menschseins ansprechende Formulierung zurück, wie z. B. „Das Problem des Menschen“ (1948) sowie „Zwei Glaubensweisen“ (1950). „Ich und Du“ ist für Martin Buber eine Grundformel des Menschseins, ein Grundwort, mittels dessen sich der Mensch nach der einen Seite seines Wesens ausspricht. Die andere Seite wird durch das Grundwort „Ich-Es“ abgedeckt, dessen negative Bedeutung durch das unpersönliche „Es“ direkt einsichtig ist.

Uwe Schauß, evangelischer Religionslehrer im sauerländischen Lüdenscheid, hat zur 100. Wiederkehr der Veröffentlichung von Bubers „Ich und Du“ im Jahr 1923 eine erneute Lektüre dieses Klassikers der Dialogphilosophie mit der Frage verbunden, inwieweit die die Menschheit aktuell bedrängenden Fragen, die alle aus seiner sich seit Jahrzehnten verfestigten Lebensführung in der Welt ergeben, aus dem Grundwort „Ich und Du“ eine Antwort oder Lösung erfahren können. Schauß' Schrift geht dabei nah an unsere Situation des Jahres 2022 heran, so dass Lesern nicht einmal die geringste Distanzierung von seinen Fragestellungen erlaubt ist.

Denn weder die Probleme der Pandemie mit ihren nicht nur medizinischen, sondern auch sozialpolitischen sowie sozialpsychologischen Auswirkungen, noch die Präsenz der Klimakatastrophe, noch der aktuelle Krieg in Europa oder die Zyklo-

penwelt der künstlichen Intelligenz haben bisher Aussicht auf eine zufriedenstellende Antwort erfahren. Deshalb ist es wichtig, dass diese Fragestellungen aus möglichst vielen Perspektiven formuliert und zu beantworten versucht werden. Uwe Schauß hat die Perspektive gewählt, die Martin Buber mit seiner grundlegenden Erörterung von „Ich und Du“ seinen Zeitgenossen aufgegeben hat.

Seine Schrift, die im ersten Teil an einzelnen prägnanten Sätzen aus „Ich und Du“ Bubers Dialogphilosophie rekapituliert, um sie im zweiten Teil als Orientierungspunkt für ein neues Verständnis des Menschseins in unseren Tagen zu setzen, ist in einem unaufgeregten, behutsamen und sachlichen Ton formuliert, der es den Lesern auf dem Weg in die Untiefen unserer Gegenwart erlaubt, die Wegweiser einer alternativen Haltung gegenüber der Wirklichkeit zu beachten. Was Buber selbst wichtig war und was Schauß immer wieder in seinen Erörterungen hervorhebt, ist die Wiederentdeckung des menschlichen Geistes, der mit dem Zeitalter der industriellen Revolution und der technischen Intelligenz bereits im Laufe des 19. Jahrhunderts so weit in den Hintergrund gedrängt wurde, dass der bedeutende Maler Adolph Menzel mit Be-



Martin Buber

dauern formulieren musste, dass man für den Geist keinen Heller gebe. Dass er aber Goldes wert ist, zeigt Schauß in Anknüpfung an Martin Buber, indem er die technische Intelligenz, mit der sich der Mensch in sezierender Weise den

Phänomenen seiner Zeit nähert, durch einen Geist überholen lässt, der sich in der Begegnung mit dem „Du“, in dessen Verlängerung oder in dessen Hintergrund immer das „ewig Du“ Gottes und damit die Religion im weiteren Sinne steht, seine wahren Dimensionen des Menschlichen erst erwirbt. Uwe Schauß stellt dabei Martin Buber, dem für seine Philosophie des „Ich und Du“ von einigen zeitgenössischen Kritikern Irrationalismus unterstellt worden ist, aktuelle Denker wie den Sozialphilosophen Jürgen Habermas, den Neurowissenschaftler Antonio Damasio, den Mediziner Thomas Fuchs und den Soziologen Hartmut Rosa zur Seite. Vor allem Hartmut Rosas Darstellung der Resonanzsphären und -achsen, in die sich die Weltbeziehungen des Menschen auffalten, vermag die von Martin Buber entworfene Begegnung von „Ich und Du“ mit ihren sich vielseitig öffnenden Dimensionen für unsere heutige Zeit zu erweitern.

Daniel Hoffmann

Uwe Schauß: Noch einmal: „Ich und Du“. Im Dialog mit Martin Bubers Klassiker nach hundert Jahren, 148 S., Verlag Königshausen & Neumann, Würzburg 2022, www.verlag-koenigshausen-neumann.de.

Der fröhliche Rabbi

Ohne seine Konversionsgeschichte hätte David Kraus (Jahrgang 1982) vermutlich nie eine Autobiografie geschrieben. Konversionserzählungen weisen eine dreigliedrige zeitliche Struktur auf: es gibt ein Vorher und ein Nachher, dazwischen einen Wendepunkt. Den Zeitpunkt seiner Metamorphose kann Kraus genau angeben. Im März des Jahres 2005 geriet der damals in Regensburg lebende jüdische Playboy in einen Streit mit einem Muslim: „Das Ganze artete in eine kurze Rangelei aus. Als diese eigentlich schon vorbei war und ich mich abgewandt hatte, griff er mich von hinten an und stieß mich eine Treppe hinunter.“ Die beim Sturz erlittenen Verletzungen erzwangen einen monatelangen Krankenhausaufenthalt, und an den Folgen des Angriffs leidet Kraus bis zum heutigen Tag.

Der Treppensturz brachte beim Verfasser der Autobiografie eine religiös-weltanschauliche Entwicklung in Gang, die niemand hätte vorhersagen können. Ein wohlmeinender deutscher Orthopäde sagte zum bettlägerigen Patienten: „Dir bleibt eigentlich nichts anderes als Beten!“ Diesen Rat wollte Kraus befolgen – aber er war zunächst ein wenig ratlos: „Bisher war ich der klassische Atheist. Ach was, nicht mal das, eher bin ich mit hundertachtzig an allen wichtigen Lebens-



fragen vorbeigerast, oberflächlich und großmäulig.“

Sehr anschaulich beschreibt der Autor, wie er nach der Katastrophe durch ein beharrliches Nachdenken über sein Leben zum Glauben an die Vorsehung Gottes kam. Nach seiner Auswanderung aus Deutschland studierte der Autor in Israel

fleißig die Tora und wurde nach dem Bestehen einer Prüfung sogar als Rabbiner ordiniert.

Manche Begebenheiten, die Kraus humorvoll schildert, kann der Leser kaum glauben, und in der Tat spricht der Verfasser an mehreren Stellen von einem Wunder. Um hier nur ein Beispiel zu bringen: Als Miriyam, seine spätere Ehefrau, Kraus in Jerusalem kennenlernte, sprach sehr viel gegen eine Verbindung der zwei. Die orthodoxe Frau bestand auf einer Einschätzung des in religionsgesetzlichen Angelegenheiten ignoranten Bewerbers durch einen bekannten Gelehrten; erstaunlicherweise gab Rabbiner Mordechai Eliyahu sein Plazet.

War in seiner Jugend der Fußballspieler David Beckham sein Idol, so fand Kraus nach der Entwicklung einer innigen Beziehung zum Schöpfer ein neues Vorbild. Er wurde ein engagierter Anhänger des berühmten chassidischen Meisters Rabbi Nachman aus Breslev (1770–1810). Kein Wunder, dass der Verfasser zahlreiche Gedanken von Rabbi Nachman zitiert. Dieser Rebbe lehrte u.a.: „Es ist ein sehr großes Gebot – immer nur glücklich zu sein! Zwing dich, fröhlich zu sein, auch wenn dir gerade nicht danach ist.“ Kraus hat sich eine keineswegs leichte Aufgabe gestellt, nämlich Rabbi Nachmans Lebens-

philosophie im deutschsprachigen Raum zu popularisieren.

Zwar hat Kraus den Titel Rabbi erworben, aber er amtiert nicht (vielleicht: noch nicht?) als Gemeinderabbiner. Er studierte an der Universität Psychologie und absolvierte zusätzlich eine Ausbildung zum Psychotherapeuten, so dass er heute als Familien- und Paarberater arbeitet. Einige Fallvignetten zeigen, wie die Praxis seiner „Psycho-Thora-pie“ aussieht. Kraus

versucht, aus der Tora abgeleitete Einsichten und psychologische Verfahren miteinander zu verknüpfen. Der Autor ist davon überzeugt, dass die Tora ein Buch für alle Menschen ist und nicht nur für gläubige Juden.

Der fröhliche Rabbi, der sich mit Recht als eine Plaudertasche bezeichnet, hält gerne hier und da lustige und lehrreiche Vorträge und veröffentlicht regelmäßig kurze Beiträge auf Facebook. Sein unge-

wöhnlich offener Lebensbericht, die Werbung für Rabbi Nachmans chassidische Botschaft und auch die Tipps zum Glücklicherwerden verdienen Beachtung.

Yizhak Ahren

David Kraus: Der fröhliche Rabbi und die verschlungenen Wege zum Glück, 240 S., Knauer Verlag, München 2021, www.droemer-knauer.de.

Vertrauen

Fälle, in denen er in den letzten Jahren ermittelt hatte, waren tragische Gewalttaten gewesen, deren Aufklärung niemandem mehr geholfen hatte.“

In diesem Buch sind es zwei Fälle, die parallel bearbeitet werden müssen: Ein zu früh geborenes Baby wird ausgesetzt, und ein Tourist verschwindet. Von Anfang an ist für die Leser klar, wer das Baby ausgesetzt hat. Auch die damit beauftragte Polizistin Esthi Wahabi weiß es und muss sich mit der Täterin, Liora, verwitwet mit vier Kindern, von denen drei noch minderjährig sind, auseinandersetzen. Deren Motive aber sind unklar. Klar wird bald: sie folgt einem Plan. Im zweiten Fall des verschwundenen Touristen werden die Grenzen einer Kriminalermittlung von Avi Abraham schnell als zu eng erkannt. In vier Teilen werden die Leser diesen Fällen folgen. Und das voller Beklemmung und trotzdem gern.

Das liegt auch an der Sprache des Autors: „Der Mann der Auskunftsstelle der französischen Polizei hatte eine jugendliche, sanfte Stimme. ‚Is this Inspector Avraham?‘, fragte er auf Englisch, und Avraham antwortete aus irgendeinem Grund mit ‚oui‘, einem der wenigen Wörter, die er auf Französisch beherrschte, das seine Gesprächspartner am anderen Ende der Leitung aber fälschlicherweise glauben ließ, er spräche seine Sprache. Er entschuldigte sich sofort, dankte dem Kollegen auf Englisch dafür, dass er sich um diese Zeit noch bereitgefunden hatte, ihm zu helfen, und berichtete in aller Kürze von dem Reisenden mit französischem Pass, der mit einem Air-France-Flug nach Israel gekommen und dann verschwunden war, und von den Verwandten, die seine Hotelrechnung beglichen und seine Koffer mitgenommen hatten.“ Und mit einem Anruf bei eben diesem jungen Beamten der französischen Polizei endet das Buch.

Leser von Kriminalromanen erkennen an Namen und Verweisen andere Krimiautoren. Avi Abraham ist nämlich begeis-

terter Krimileser, und er stellt sich in Paris auch schon einmal vor, dass in der Bar, die er dort aufsucht, Simenons Kommissar Maigret tatsächlich seinen Aperogetränken hat. Mankells Kommissar Wallander kommt ihm immer richtig nah. Der Schweizer Autor Friedrich Glauser ist hier der Schwiegersohn eines Toten. Solche Verweise des Autors heben hin und wieder die Bedrückung auf, denn sie kommentieren das Genre.

Auch mit diesem Buch hat Dror Mishani einen spannenden und lesenswerten Roman ganz eigener Art geschaffen, dessen Lektüre sich allemal lohnt.

Angela Genger

Dror Mishani: Vertrauen, 352 S., Diogenes Verlag, Zürich 2022, www.diogenes.ch.



Dror Mishani

Foto: Lukas Lienhard / © Diogenes Verlag



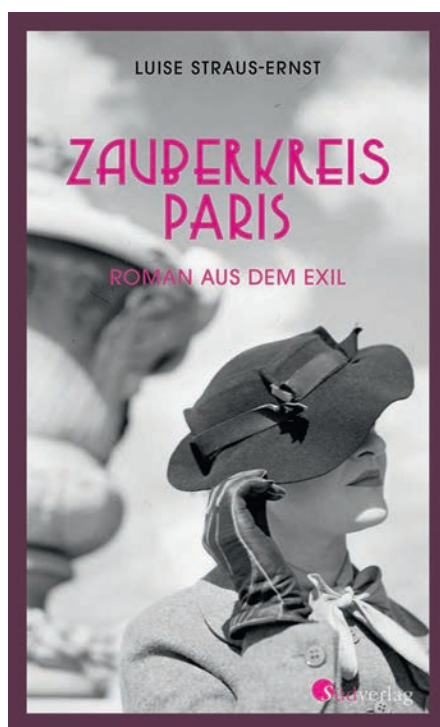
Avi Avraham kennen die interessierten Leser als sehr nachdenklichen Ermittler aus bisher drei auf Deutsch vorliegenden Romanen des israelischen Schriftstellers Dror Mishani. Er ermittelte in Cholon, nun ist er Leiter des Ermittlungsdezernats, verheiratet mit der klugen aus Slowenien stammenden Marianka und könnte zufrieden sei. Das aber würde so gar nicht zu diesem Mann passen, der auf die Frage seiner ersten Distriktkommandantin Ilana, warum er zur Polizei gegangen sei, geantwortet hatte: „Leben retten und Grausamkeit, Gewalt und das Böse bekämpfen.“ Das aber erkennt er nicht in seiner Tätigkeit, und darum möchte er versetzt werden.

Sein neuer Distriktkommandant, der an die Stelle der an Krebs verstorbenen Ilana getreten ist, versteht seinen Wunsch nicht. Avi Abraham ist ein guter Ermittler, er löst seine Fälle, also, was ist das Problem? Wie in den Vorgängerbüchern auch, erfährt man, dass die Aufklärung eines Verbrechens nicht unbedingt etwas mit „Leben retten“ zu tun hat. „Die meisten

Zauberkreis Paris

Das Foto „Mutter und Sohn“, 1928 von August Sander fotografiert, zeigt Luise Ernst-Straus, die die Hand ihres Sohnes Hans-Ulrich hält. Luise Ernst-Straus ist Kunstkritikerin, die sich und den Sohn allein versorgt. Ihr Mann, der Maler Max Ernst, hat sie schon kurz nach der Geburt des Sohnes verlassen. 1925 werden sie geschieden. Aber weder Luise, kurz Lou genannt, noch der Sohn „Jimmy“ verlieren in ihren Erinnerungen viele Worte darüber. Lou wurde 1895 als Tochter eines jüdischen Hutfabrikanten in Köln geboren. 1934 verlässt sie ihre Heimatstadt. Ihre Eltern und ihre jüngere Schwester waren schon verstorben. Jimmy war bei Verwandten und Bekannten untergebracht, die ihm halfen, in die USA auszuwandern. Lou Straus lebt nun das Leben einer Emigrantin in Paris. Sie schreibt, u.a. einen Roman: „Zauberkreis Paris“.

Er erschien vom 31. Dezember 1934 bis zum 6. Februar 1935 in 38 Folgen im *Pariser Tageblatt*, einer bedeutenden deutschsprachigen Tageszeitung, die bis 1940 publizierte. In den Szenen, in denen Lou Straus-Ernst die Atmosphäre Mitte der Dreißiger Jahre in den Emigrantenkreisen beschreibt, wird der Text dicht und farbig: „Dass Paris seine bezauberndste Zeit im Frühling habe, ist eine Behauptung, die, obwohl längst ein Gemeinplatz



geworden, nichts an Wahrheit eingebüßt hat. Doch in diesem Frühling 1933 war Paris nicht mehr die märchenhafte, alltagsferne Stadt, in der man ziellos und ferienselig schlenderte. Es war Zufluchtsstätte geworden für viele Vertriebene, Stätte, die man auf ihre Möglichkeiten prüfen und erforschen musste, in der

man sich auf ein ungewisses Bleiben einzurichten hatte.“

Unter den Vertriebenen sind Menschen verschiedener Schichten, die das Elend des Exils sehr unterschiedlich bewältigen. So scheitert der Freund der Protagonistin des Romans, Peter, während andere handfest den neuen Alltag annehmen. Die Protagonistin Ulla, eine genaue Beobachterin, wird sich trotz aller Widrigkeiten am Ende zurechtfinden.

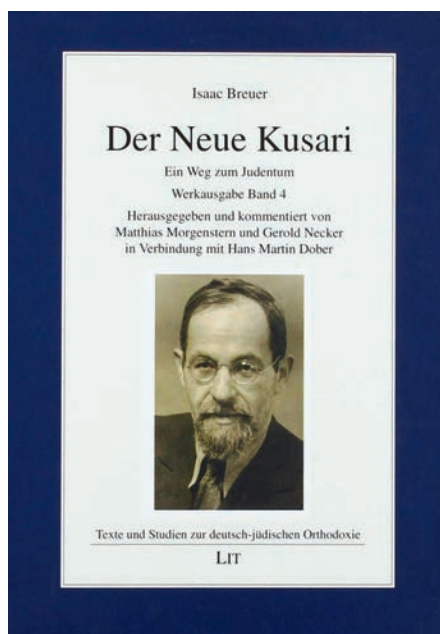
In einem ausführlichen Nachwort, den Anmerkungen zum Roman, mit einer Zeittafel und einer Literaturliste hilft der Herausgeber des Buches, Armin Strohmeyer, den Lesern bei der Einordnung. Es empfiehlt sich Jimmy Ernsts Erinnerungen „Nicht gerade ein Stilleben“ sowie Luise Straus-Ernsts Autobiografie „Nomadengut“, herausgegeben von Ulrich Krempel 1999, zur vorherigen oder weiteren Lektüre heranzuziehen. 2016 veröffentlichte Eva Weisweiler ihre Biografie „Notre Dame de Dada. Luise Straus-Ernst – das dramatische Leben der ersten Frau von Max Ernst“. Luise Straus Ernst wurde mit dem zweitletzten Transport aus Drancy 1944 deportiert und in Auschwitz ermordet. *Angela Genger*

Armin Strohmeyer (Hg.), Luise Straus-Ernst: Zauberkreis Paris, Roman aus dem Exil, 200 S., Suedverlag, Konstanz 2022, www.suedverlag.de.

Ein Weg zum Judentum

In Krisen- und Umbruchszeiten blüht jüdische Religionsphilosophie auf. Werke dieses Fachgebiets haben die Aufgabe, Grundsätzliches zu klären und Einwände zu diskutieren, die von Vertretern anderer Auffassungen gegen die jüdische Religion vorgebracht worden sind. In jedem Zeitalter rücken bestimmte Probleme in den Vordergrund, die nicht zu behandeln sehr unklug ist; denn eine Vogel-Strauß-Politik lohnt sich nie. Dr. Isaac Breuer (1883–1946) war ein deutsch-jüdischer Philosoph, der in zahlreichen Schriften immer wieder die Probleme seiner Zeit analysiert hat. Eine kritische Werkausgabe, die Matthias Morgenstern in vorbildlicher Weise ediert, bringt Breuers Veröffentlichungen zwei Generationen nach seinem Tod erneut ins Gespräch.

Als Band 4 der Werkausgabe kann man jetzt Breuers religionsphilosophischen Roman „Der Neue Kusari“ wieder in jeder Buchhandlung bestellen. In der neuen Edition sind Druckfehler der ersten Auflage korrigiert worden. Wesentlich wichtiger als diese Korrekturen sind Anmerkungen der Herausgeber, die Breuers Text fast auf jeder Seite kommentieren. Angefertigt wurden drei hilfreiche Register: Quellenregister, Personenregister und



Sachregister. Gerold Necker bespricht in einem Nachwort Reaktionen auf Breuers opus magnum aus dem Jahre 1934, besonders ausführlich die feindselige Rezension des Jerusalemer Kabbala-Forschers Gershom Scholem.

Der merkwürdige Titel „Der Neue Kusari“ bedarf einer Erklärung. Der Autor nimmt Bezug auf den „Kusari“ des spanisch-jüdi-

schen Dichters und Denkers Jehuda Halevi (1075–1141). Vom mittelalterlichen „Kusari“ hat Breuer Form und Inhalt des Buches übernommen: Dialoge, die um Glaubensfragen kreisen, Vertreter verschiedener Auffassungen kommen zu Wort und in diesen Gesprächen wird ein bestimmtes Konzept des Judentums sichtbar. Sowohl bei Halevi als auch bei Breuer wird die Bedeutung des Judeseins erörtert. Natürlich musste sich Breuer im 20. Jahrhundert mit ganz anderen Fragen auseinandersetzen als der spanische Religionsphilosoph, der 800 Jahre vor ihm lebte.

Breuer hat seinem „Kusari“ den Untertitel „Ein Weg zum Judentum“ gegeben. Der Autor lässt einen jungen Mann, Alfred Roden, der aus einer assimilierten deutsch-jüdischen Familie stammt, seinen Weg zum gesetzestreuen Judentum finden. Erst lernt Roden den Standpunkt des liberalen Judentums kennen, und dann spricht er mit Vertretern des säkularen und des religiösen Zionismus. Die Schwächen sowohl der liberalen als auch der zionistischen Ideologien erkennend schließt sich Roden am Ende der Orthodoxie an. Was brachte den Suchenden auf diesen Weg? Es waren geschichtsphilosophische Überlegungen und die ihn

«Так играет только гений!»

16 июня 2022 года исполнилось 75 лет со дня кончины Бронислава Губермана, основателя Палестинского (впоследствии Израильского) филармонического оркестра, блестящего скрипача, которого называли «Оскар Шиндлер еврейских музыкантов».

Губерман родился 19 декабря 1882 года в польском городе Ченстохове. Его одаренность проявилась очень рано, первую скрипку он получил в подарок в шесть лет, а в семь впервые выступил перед публикой в благотворительном концерте.

После непродолжительных занятий с варшавскими педагогами родители решили показать талантливого ребенка выдающемуся немецкому скрипачу Йозефу Иоахиму. Для поездки в Германию пришлось целый год копить деньги и даже продать часть мебели. Рекомендация Иоахима была блестящей, что позволило организовать серию концертов мальчика на европейских курортах. На одном из них присутствовал пианист и композитор Антон Рубинштейн, написавший: «Так играет только гений!». В сентябре 1892 года юный музыкант выступил на Международной музыкальной выставке в Вене, где был представлен императору Францу-Иосифу, вручившего ему деньги для приобретения достойной скрипки. После нескольких месяцев занятий с Иоахимом Бронислав отправился в концертное турне по Голландии и Бельгии и с тех пор занимался лишь самостоятельно, считая лучшим учителем публику, «эту многоголовую Гидру».

В Париже он познакомился с польским меценатом графом Замойским, который подарил Губерману скрипку Страдивари «Гибсон» и представил его известнейшей певице Аделине Патти, уже завершавшей карьеру. Бронислав выступил в прощальном концерте Патти в Вене 22 января 1895 года, исполнив первую часть Концерта для скрипки Мендельсона. Газеты писали: «Мы попрощались с заходящей звездой и радостно приветствовали звезду восходящую». Сразу же был заключён договор на 12 концертов, прошедших с триумфом. После исполнения Брониславом Концерта Брамса для скрипки в присутствии автора, композитор подарил ему свою фотографию с благодарной надписью. Затем последовали гастроли в США и дебют Губермана в Карнеги-холле. Все рецензенты в первую очередь отмечали профессиональную зрелость столь юного исполнителя. После этого состоялось концертное турне по России, а также первые звукозаписи. Скончался отец, и на попечении 20 летнего Бронислава оказались мать и двое младших братьев. Ответственность и стресс неизменно отражались на его здоровье.

Дважды Губерман играл в Генуе на любимой скрипке Паганини, завещанной итальянским виртуозом родному городу, и вспоминал это, как величайшие события жизни.

В июле 1910 года Бронислав женился на певице Эльзе Галафре. Родился сын, названный в честь Брамса Иоганнесом, но брак был недолгим, в 1914 году они расстались.

В последующие годы Губерман активно выступал с концертами в США и Европе, делал граммофонные записи, в частности первым в мире записал на пластинку скрипичный концерт Чайковского. Многочисленные гастроли приносили немалые гонорары, что позволило ему поддерживать молодых музыкантов и жертвовать большие суммы на благотворительность.

В 1929 году Губерман впервые посетил Палестину, где проникся идеями сионизма, и у него возникла идея осно-

вать в Эрец Израэль симфонический оркестр. После прихода в Германии к власти нацистов еврейские музыканты были отстранены от участия в культурной жизни. Оркестр, который задумал создать Губерман, мог стать спасением для жертв нацистской политики. Именно поэтому позже Губермана называли «музыкальным Оскаром Шиндлером».

В 1934 году он снова отправился в Палестину. В Тель-Авиве, Иерусалиме, Хайфе были созданы организационные комитеты, а в результате его посещения США в начале 1936 года возникла «Ассоциация друзей Палестинского оркестра» под председательством Альберта Эйнштейна. Американские гастроли были омрачены тем, что во время концерта Губермана в Карнеги-холле из гримерной была похищена его скрипка Страдивари. Имя преступника стало известно лишь 50 лет спустя.

По возвращении в Европу Губерману предстояло решить множество задач: было необходимо снабдить иммиграционными сертификатами семьдесят еврейских музыкантов и членов их семей, оплатить проезд, обеспечить зарплату, переоборудовать под концертный зал выставочный комплекс в Тель-Авиве. Пришлось даже обратиться к президенту Всемирной сионистской организации Хаиму Вейцману, и тот помог оформить въездные документы.

26 декабря 1936 года Палестинский оркестр дал свой первый концерт под управлением великого дирижера Артура Тосканини. Сам же Губерман планировал выступить с ним в следующем сезоне. Однако 6 октября 1937 года пассажирский самолёт, на борту которого он находился, потерпел крушение. Скрипач уцелел, но получил серьезные травмы обеих рук и смог вернуться к концертной деятельности лишь через год.

Начало Второй мировой войны застало музыканта на вилле в Швейцарии. Он участвовал в различных благотворительных концертах, выступал и со «своим детищем». В 1946 году состояние его здоровья ухудшилось, и 16 июня 1947 года он скончался. Его обширный архив родные передали Центральной музыкальной библиотеке в Тель-Авиве.

На церемонии провозглашения Еврейского государства 14 мая 1948 года оркестр, созданный Губерманом, исполнил национальный гимн «Хатиква» и в этом же году получил официальное название «Израильский филармонический оркестр.» В то время им руководил Леонард Бернстайн, ставший затем постоянным приглашенным дирижером ИФО и пробывший на этом посту вплоть до своей кончины в 1990 году. Его гонорар составлял всего один шекель, все остальное шло на нужды оркестра.

В 2019 году, Зубин Мета, возглавлявший оркестр в течение 50 лет, передал пост главного дирижера молодому израильянину Лахаву Шани. оставшись пожизненным музыкальным руководителем коллектива, дающего около 200 концертов в сезон и насчитывающего в настоящее время 120 музыкантов, большинство из которых родились и обучались в Израиле.

В мае этого года у входа в венский замок Хетцендорф, где великий скрипач прожил 10 лет, была открыта мемориальная доска в честь выдающегося музыканта и гуманиста Бронислава Губермана.



3 Die Forderungen des Volkes.

Unsere Versammlung von entschiedenen Freunden der Verfassung hat stattgefunden. Niemand kann derselben beigemessen haben, ohne auf das Tiefste ergriffen und angeregt worden zu sein. Es war ein fest männlicher Entschlossenheit, eine Versammlung, welche zu Resultaten führen muß. Jedes Wort, was gesprochen wurde, enthält den Befehl und die Aufforderung zu thätigstem Handeln. Wir nennen keine Namen und keine Zahlen. Diese thun wenig zur Sache. Genug, die Versammlung, welche den reiten Festsaal füllte, eignete sich einstimmig die in folgenden Worten zusammengefaßten Besprechungen des Tages an:

Die Forderungen des Volkes in Baden:

I. Wiederherstellung unsrer verletzten Verfassung.

Art. 1. Wir verlangen, daß sich unsere Staatsregierung lossaie von den Karlsbader Beschlüssen vom Jahr 1819, von den Frankfurter Beschlüssen von 1831 und 1832 und von den Wiener Beschlüssen von 1834. Diese Beschlüsse verletzen gleichmäßig unsere unveräußerlichen Menschenrechte wie die deutsche Bundesakte und unsere Landesverfassung.

Art. 2. Wir verlangen Pressefreiheit; das unveräußerliche Recht des menschlichen Geistes, seine Gedanken unverstümmelt mitzutheilen, darf und nicht länger vorenthalten werden.

Art. 3. Wir verlangen Gewissens- und Lehrfreiheit. Die Beziehungen des Menschen zu seinem Gotte gehören seinem inneren Wesen an, und keine äußere Gewalt darf sich anmaßen, sie nach ihrem Gutdünken zu bestimmen. Jedes Glaubensbekenntniß hat daher Anspruch auf gleiche Berechtigung im Staate.

Keine Gewalt dränge sich mehr zwischen Lehrer und Lernende. Den Unterricht scheidet keine Confession.

Art. 4. Wir verlangen Verteidigung des Militärs auf die Verfassung.

Der Bürger, welchem der Staat die Waffen in die Hand gibt, bekräftigt gleich den übrigen Bürgern durch einen Eid seine Verfassungstreue.

Art. 5. Wir verlangen persönliche Freiheit.

Die Polizei höre auf, den Bürger zu drohen und zu quälen. Das Vereinderrecht, ein frisches Gemeindeglied, das Recht des Volkes sich zu versammeln und zu reden, das Recht des Einzelnen sich zu ernähren, sich zu bewegen und auf dem Boden des deutschen Vaterlandes frei zu verkehren — seien hinfort ungeföhrt.

II. Entwicklung unsrer Verfassung.

Art. 6. Wir verlangen Vertretung des Volks beim deutschen Bunde.

Dem Deutschen werde ein Vaterland und eine Stimme in dessen Angelegenheiten. Gerechtigkeit und Freiheit im Innern, eine feste Stellung dem Ausland gegenüber gebühren uns als Nation.

Art. 7. Wir verlangen eine volkstümliche Wählerverfassung. Der waffengrübte und bemessene Bürger kann allein den Staat stützen.

Man gebe dem Volk Waffen und nehme von ihm die unerschwingliche Last, welche die stehenden Heere ihm auferlegen.

Art. 8. Wir verlangen eine gerechte Besteuerung.

Jeder trage zu den Kosten des Staates nach Kräften bei. An die Stelle der bisherigen Besteuerung trete eine progressive Einkommensteuer.

Art. 9. Wir verlangen, daß die Bildung durch Unterricht allen gleich zugänglich werde.

Die Mittel dazu hat die Gesamtheit in gerechter Verteilung auszubringen.

Art. 10. Wir verlangen Ausgleichung des Mißverhältnisses zwischen Arbeit und Capital.

Die Gesellschaft ist schuldig die Arbeit zu heben und zu schützen.

Art. 11. Wir verlangen Gesetze, welche freier Bürger würdig sind und deren Anwendung durch Geschworenengerichte.

Der Bürger werde von dem Bürger gerichtet. Die Gerechtigkeitspflege sei Sache des Volkes.

Art. 12. Wir verlangen eine volkstümliche Staatsverwaltung.

Das fröhe Leben eines Volkes bedarf freier Organe. Nicht aus der Schreibstube lassen sich seine Kräfte regeln und bestimmen. An die Stelle der Vielregierung der Beamten trete die Selbstregierung des Volkes.

Art. 13. Wir verlangen Abschaffung aller Vorrechte.

Jedem sei die Achtung freier Mitbürger einziger Vorzug und Lohn.

Dresden, 12. September 1847.

